This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

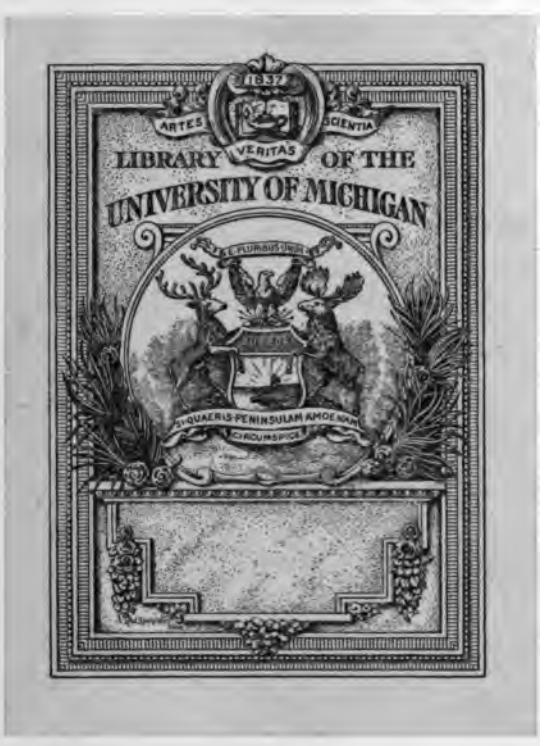
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,578,053


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Goethes Werke

[illegible]

[illegible]

Ausgabe der Großherzogin Sophie von Sachsen

30. Band

Weimar
Hermann Böhlaus Nachfolger
1903.

Inhalt.

Italiäniſche Reiſe. I.

Seite

Karlsbad bis auf den Brenner 3
Vom Brenner bis Verona 29*
Verona bis Venedig 57
Venedig 95
Ferrara bis Rom 153
Rom 195

Lesarten 281
Paralipomena 296

Italiänische Reise.

I.

Karlsbad bis auf den Brenner.

Den 3. September 1786.

Früh drei Uhr ſtahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich ſonſt nicht fortgelaſſen hätte. Die Geſellſchaft, die den acht und zwanzigſten Auguſt, meinen Geburtstag, auf eine ſehr freundliche Weiſe feiern mochte, erwarb ſich wohl dadurch ein Recht mich feſt zu halten; allein hier war nicht länger zu ſäumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelſack und Dachsranzen aufpackend, in eine Poſtchaiſe und gelangte halb acht Uhr nach Zwota, an einem ſchönen ſtillen Nebelmorgen. Die obern Wolken ſtreifig und wollig, die untern ſchwer. Mir ſchienen das gute Anzeichen. Ich hoffte, nach einem ſo ſchlimmen Sommer einen guten Herbſt zu genießen. Um Zwölf in Eger, bei heißem Sonnenſchein; und nun erinnerte ich mich, daß dieſer Ort dieſelbe Polhöhe habe wie meine Vaterſtadt, und ich freute mich, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem funfzigſten Grade zu Mittag zu eſſen.

In Bayern ſtößt einem ſogleich das Stift Waldſaſſen entgegen — köſtliche Beſitzthümer der geiſtlichen Herren, die früher als andere Menſchen klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu ſagen Keſſel-

tiefe, in einem ſchönen Wieſengrunde, rings von fruchtbaren ſanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieſes Kloſter im Lande weit umher Beſitzungen. Der Boden iſt aufgelöſ'ter Thonſchiefer. Der Quarz, der ſich in dieſer Gebirgsart befindet und ſich nicht auflöſ't noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirſchenreuth ſteigt das Land noch. Die Waſſer fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirſchenreuth an fällt es nun ſüdwärts ab, und die Waſſer laufen nach der Donau. Mir gibt es ſehr ſchnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinſten Waſſer forſche, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann ſelbſt in Gegenden, die man nicht überſehen kann, einen Zuſammenhang der Berge und Thäler gedankenweiſe. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chauſſee von Granitſand; es läßt ſich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöſ'te Granit aus Kieſel und Thonerde beſteht, ſo gibt das zugleich einen feſten Grund und ein ſchönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend, durch die ſie geführt iſt, ſieht deſto ſchlechter aus: gleichfalls Granitſand, flachliegend, moorig, und der ſchöne Weg deſto erwünſchter. Da nun zugleich das Land abfällt, ſo kömmt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den böhmiſchen Schneckengang recht abſticht. Beiliegendes Blättchen benennt die verſchiedenen Stationen. Genug, ich war

den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg und hatte alſo dieſe vier und zwanzig und eine halbe Meile in neun und dreißig Stunden zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwiſchen Schwandorf und Regenſtauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens in's Beſſere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, ſondern aufgeſchwemmtes gemiſchtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Waſſer dorthin ergießen, und ſo ſind dieſe natürlichen Polder entſtanden, worauf der Ackerbau gegründet iſt. Dieſe Bemerkung gilt in der Nachbarſchaft aller größern und kleinern Flüſſe, und mit dieſem Leitfaden kann der Beobachter einen ſchnellen Aufſchluß über jeden der Cultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar ſchön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben ſich die geiſtlichen Herren wohl bedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt ſteht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein beſſeres Anſehn, hier aber nimmt ſich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jeſuiten-Collegium, wo das jährliche Schauſpiel durch Schüler gegeben ward, ſah das Ende der Oper und den Anfang des Trauer-

ſpiels. Sie machten es nicht ſchlimmer als eine angehende Liebhabertruppe und waren recht ſchön, faſt zu prächtig gekleidet. Auch dieſe öffentliche Darſtellung hat mich von der Klugheit der Jeſuiten auf's neue überzeugt. Sie verſchmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerkſamkeit zu behandeln. Hier iſt nicht Klugheit, wie man ſie ſich in Abſtracto denkt, es iſt eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbſtgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entſpringt. Wie dieſe große geiſtliche Geſellſchaft Orgelbauer, Bildſchnitzer und Vergulder unter ſich hat, ſo ſind gewiß auch einige, die ſich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk ſich ihre Kirchen auszeichnen, ſo bemächtigen ſich die einſichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anſtändiges Theater.

Heute ſchreibe ich unter dem neun und vierzigſten Grade. Er läßt ſich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Näſſe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte ſich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft, die ein großer Fluß mitbringt, iſt ganz was Eigenes. Das Obſt iſt nicht ſonderlich. Gute Birnen hab' ich geſpeiſ't; aber ich ſehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jeſuiten Thun und Weſen hält meine Betrachtungen feſt. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollſtändiges in der Anlage, das

allen Menſchen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Decoration iſt nun Gold, Silber, Metall, geſchliffene Steine in ſolcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeſchmacktem, damit die Menſchheit verſöhnt und angezogen werde. Es iſt dieſes überhaupt der Genius des katholiſchen äußeren Gottesdienſtes; noch nie habe ich es aber mit ſo viel Verſtand, Geſchick und Conſequenz ausgeführt geſehen als bei den Jeſuiten. Alles trifft darin überein, daß ſie nicht wie andere Ordensgeiſtliche eine alte abgeſtumpfte Andacht fortſetzten, ſondern ſie, dem Geiſt der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wieder aufſtutzten.

Ein ſonderbar Geſtein wird hier zu Werkſtücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch für älter, für urſprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es iſt grünlich, mit Quarz gemiſcht, löcherig, und es finden ſich große Flecke des feſteſten Jaſpis darin, in welchen ſich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu inſtructiv und appetitlich, der Stein aber zu feſt, und ich habe geſchworen, mich auf dieſer Reiſe nicht mit Steinen zu ſchleppen.

München, den 6. September.

Den fünften September halb ein Uhr Mittag reiſ'te ich von Regensburg ab. Bei Abach iſt eine

ſchöne Gegend, wo die Donau ſich an Kalkfelſen bricht, bis gegen Saal. Es iſt der Kalk wie der bei Oſteroda am Harz, dicht, aber im Ganzen löcherig. Um ſechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgeſehen, will ich nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimiſch; ich muß meine Augen erſt wieder an Gemählde gewöhnen. Es ſind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie, haben mir große Freude gemacht.

Hier ſteht auch das vornehme Spielwerk, die Trajaniſche Säule, in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren vergoldet. Es iſt immer ein ſchön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antiken-Saale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf dieſe Gegenſtände nicht geübt ſind, deßwegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles ſprach mich gar nicht an, ohne daß ich ſagen könnte warum. Ein Druſus erregte meine Aufmerkſamkeit, zwei Antonine gefielen mir, und ſo noch einiges. Im Ganzen ſtehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat aufputzen wollen, und der Saal oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Anſehn hätte, wenn es nur reinlicher und beſſer unterhalten wäre. Im Naturalien-Kabinett fand ich ſchöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Muſterſtücken ſchon kenne, ja beſitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche

als die erſten vortrefflich ſchmeckten. Aber das Obſt überhaupt iſt doch für den acht und vierzigſten Grad nicht beſonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Näſſe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind ſehr kalt vom Tyroler Gebirg. Als ich vom Thurm dahin ſah, fand ich es bedeckt und den ganzen Himmel überzogen. Nun ſcheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm, der mir vor dem Fenſter ſteht. Verzeihung, daß ich ſo ſehr auf Wind und Wetter Acht habe: der Reiſende zu Lande, faſt ſo ſehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbſt in fremden Landen ſo wenig begünſtigt ſein ſollte als der Sommer zu Hauſe.

Nun ſoll es gerade auf Innsbruck. Was laſſ' ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der faſt zu alt in meiner Seele geworden iſt!

Mittenwald, den 7. September Abends.

Es ſcheint, mein Schutzgeiſt ſagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem ſo ſchönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Poſtillon ſagte mit vergnüglichem Ausruf: es ſei der erſte im ganzen Sommer. Ich nähre meinen ſtillen Aberglauben, daß es ſo fortgehen ſoll, doch müſſen mir

die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede iſt.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte ſich der Himmel aufgeklärt. An den Tyroler Bergen ſtanden die Wolken in ungeheuern Maſſen feſt. Die Streifen der untern Regionen bewegten ſich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Iſar fließen ſieht, über zuſammengeſchwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeſchiebe fand ich Geſchwiſter und Verwandte meiner Kabinettsſtücke, die ich Knebeln verdanke.

Die Nebel des Fluſſes und der Wieſen wehrten ſich eine Weile, endlich wurden auch dieſe aufgezehrt. Zwiſchen gedachten Kieshügeln, die man ſich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das ſchönſte fruchtbarſte Erdreich wie im Thale des Regenfluſſes. Nun muß man wieder an die Iſar, und ſieht einen Durchſchnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundert und funfzig Fuß hoch. Ich gelangte nach Wolfrathshauſen, und erreichte den acht und vierzigſten Grad. Die Sonne brannte heftig, niemand traut dem ſchönen Wetter, man ſchreit über das böſe des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anſtalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen, die ſich nach und nach entwickelten.

Benedictbeuern liegt köſtlich und überraſcht bei'm

erſten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang- und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelſee; noch höher in's Gebirge zum Walchenſee. Hier begrüßte ich die erſten beſchneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, ſchon ſo nahe bei den Schneebergen zu ſeyn, vernahm ich, daß es geſtern in dieſer Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geſchneit habe. Aus dieſen Meteoren wollte man Hoffnung zu beſſerem Wetter ſchöpfen und aus dem erſten Schnee eine Umwandlung der Atmoſphäre vermuthen. Die Felsklippen, die mich umgeben, ſind alle Kalk, von dem älteſten, der noch keine Verſteinerungen enthält. Dieſe Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hacquet hat einen großen Theil der Kette bereiſ't. Sie lehnen ſich an das quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Walchenſee gelangte ich um halb Fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Harfner mit ſeiner Tochter, einem Mädchen von eilf Jahren, gingen vor mir her und baten mich, das Kind einzunehmen. Er trug das Inſtrument weiter, ich ließ ſie zu mir ſitzen, und ſie ſtellte eine große neue Schachtel ſorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geſchöpf, in der Welt ſchon ziemlich bewandert. Nach Maria Einſiedel war ſie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet,

und beide wollten eben die größere Reise nach St. Jago von Compostell antreten, als die Mutter mit Tode abging und ihr Gelübde nicht erfüllen sollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte sie. Nach einem großen Brande habe sie selbst gesehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die untersten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glase, das Muttergottesbild, Glas und Bild unversehrt, welches denn doch ein augenscheinliches Wunder sei. All ihre Reisen habe sie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Churfürsten gespielt und sich überhaupt vor ein und zwanzig fürstlichen Personen hören lassen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübsche, große, braune Augen, eine eigensinnige Stirn, die sich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn sie sprach, war sie angenehm und natürlich, besonders wenn sie kindischlaut lachte; hingegen wenn sie schwieg, schien sie etwas bedeuten zu wollen und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich sprach sehr viel mit ihr durch, sie war überall zu Hause und merkte gut auf die Gegenstände. So fragte sie mich einmal, was das für ein Baum sei? Es war ein schöner großer Ahorn, der erste der mir auf der ganzen Reise zu Gesichte kam. Den hatte sie doch gleich bemerkt und freute sich, da mehrere nach und nach erschienen, daß sie auch diesen Baum unterscheiden könne. Sie gehe, sagte sie, nach Botzen auf die Messe, wo ich doch wahrscheinlich auch hin-

zöge. Wenn ſie mich dort anträfe, müſſe ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch verſprach. Dort wolle ſie auch ihre neue Haube aufſetzen, die ſie ſich in München von ihrem Verdienſt habe machen laſſen. Sie wolle mir ſolche im voraus zeigen. Nun eröffnete ſie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgeſtickten und wohlbebänderten Kopfſchmuckes mit ihr erfreuen.

Über eine andere frohe Ausſicht vergnügten wir uns gleichfalls zuſammen. Sie verſicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit ſich, und das ſey die Harfe. Wenn ſich der Discant hinaufſtimme, ſo gebe es gutes Wetter, und das habe er heute gethan. Ich ergriff das Omen, und wir ſchieden im beſten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiederſehns.

Auf dem Brenner, den 8. September Abends.

Hierher gekommen, gleichſam gezwungen, endlich an einen Ruhepunct, an einen ſtillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünſchen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um ſechs Uhr verließ ich Mittenwald, den klaren Himmel reinigte ein ſcharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie ſie nur im Februar erlaubt iſt. Nun aber, bei dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln, mit Fichten bewachſenen Vordergründe, die grauen Kalkfelſen dazwiſchen und dahinter die

beschneiten höchsten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köstliche, ewig abwechselnde Bilder.

Bei Scharnitz kommt man in's Tyrol. Die Gränze ist mit einem Walle geschlossen, der das Thal verriegelt und sich an die Berge anschließt. Es sieht gut aus: an der einen Seite ist der Felsen befestigt, an der andern steigt er senkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer interessanter, und wenn er bisher, seit Benedictbeuern herauf, von Höhe zu Höhe stieg, und alle Wasser die Region der Isar suchten, so blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Inzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmosphäre des Tages oft wechsele.

Bei Zierl fährt man in's Innthal herab. Die Lage ist unbeschreiblich schön, und der hohe Sonnenduft machte sie ganz herrlich. Der Postillon eilte mehr als ich wünschte: er hatte noch keine Messe gehört und wollte sie in Innsbruck, es war eben Marientag, um desto andächtiger zu sich nehmen. Nun rasselte es immer an dem Inn hinab, an der Martinswand vorbei, einer steil abgehenden ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze, wohin Kaiser Maximilian sich verstiegen haben soll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Innsbruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thale, zwischen hohen Felsen und Gebirgen. Erst

wollte ich dableiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergötzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menschen. Das Fest Mariä Geburt zu feiern, ist alles geputzt. Gesund und wohlhäbig zu Schaaren, wallfahrten sie nach Wilten, einem Andachtsorte, eine Viertelstunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwei Uhr, als mein rollender Wagen das muntere bunte Gedränge theilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Innsbruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben. Auf den gebahntesten Wegen steigt man eine Schlucht herauf, die das Wasser nach dem Inn zu sendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechselungen bietet. Wenn der Weg nah am schroffsten Felsen hergeht, ja in ihn hineingehauen ist, so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch kann der schönste Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verändert sich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterschaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen

möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen ſtellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor ſich, die Maſſen wurden immer größer und herrlicher, endlich da ſich alles nur wie ein tiefes geheimes Bild vor mir bewegte, ſah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen dieſe Felſenkluft erhelle, in der ich auf der Gränzſcheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deßwegen ſo günſtig iſt, weil ich ihr ſo viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böſes Wetter, wenn es ſchon fertig geworden, im Gebirge iſt man gegenwärtig, wenn es entſteht. Dieſes iſt mir nun ſo oft begegnet, wenn ich auf Reiſen, Spaziergängen, auf der Jagd Tag' und Nächte lang in den Bergwäldern, zwiſchen Klippen verweilte, und da iſt mir eine Grille aufgeſtiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigſten los wird. Ich ſehe ſie überall, als wenn es eine Wahrheit wäre, und ſo will ich ſie denn auch ausſprechen, da ich ohnehin die Nachſicht meiner Freunde ſo oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner, und ſehen ihre Gipfel bald im Sonnenſcheine glänzen,

bald vom Nebel umzogen, von ſtürmenden Wolken umſauſ't, von Regenſtrichen gepeitſcht, mit Schnee bedeckt, ſo ſchreiben wir das alles der Atmoſphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl ſehen und faſſen. Die Gebirge hingegen liegen vor unſerm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Geſtalt unbeweglich da. Wir halten ſie für todt, weil ſie erſtarrt ſind, wir glauben ſie unthätig, weil ſie ruhen. Ich aber kann mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, ſtillen, geheimen Wirkung derſelben die Veränderungen, die ſich in der Atmoſphäre zeigen, zum großen Theile zuzuſchreiben. Ich glaube nämlich, daß die Maſſe der Erde überhaupt, und folglich auch beſonders ihre hervorragenden Grundfeſten, nicht eine beſtändige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, ſondern daß dieſe Anziehungskraft ſich in einem gewiſſen Pulſiren äußert, ſo daß ſie ſich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zufällige Urſachen bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle anderen Verſuche dieſe Oscillation darzuſtellen zu beſchränkt und roh ſein, die Atmoſphäre iſt zart und weit genug, um uns von jenen ſtillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert ſich jene Anziehungskraft im geringſten, alſobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elaſticität der Luft dieſe Wirkung an. Die Atmoſphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemiſch und mechaniſch vertheilt war, nicht mehr tragen, Wolken

ſenken ſich, Regen ſtürzen nieder, und Regenſtröme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg ſeine Schwerkraft, ſo wird alſobald die Elaſticität der Luft wieder hergeſtellt, und es entſpringen zwei wichtige Phänomene. Einmal verſammeln die Berge ungeheuere Wolkenmaſſen um ſich her, halten ſie feſt und ſtarr, wie zweite Gipfel über ſich, bis ſie, durch innern Kampf elektriſcher Kräfte beſtimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen, ſodann wirkt auf den Überreſt die elaſtiſche Luft, welche nun wieder mehr Waſſer zu faſſen, aufzulöſen und zu verarbeiten fähig iſt. Ich ſah das Aufzehren einer ſolchen Wolke ganz deutlich: ſie hing um den ſteilſten Gipfel, das Abendroth beſchien ſie. Langſam, langſam ſonderten ihre Enden ſich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; dieſe verſchwanden, und ſo verſchwand die ganze Maſſe nach und nach und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unſichtbaren Hand ganz eigentlich abgeſponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und deſſen ſeltſame Theorien gelächelt haben, ſo gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen, denn ich muß geſtehen, da meine Reiſe eigentlich eine Flucht war, vor allen den Unbilden, die ich unter dem ein und funfzigſten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte, unter dem acht und vierzigſten ein wahres Goſen zu betreten. Allein ich fand mich getäuſcht, wie ich

früher hätte wiſſen ſollen; denn nicht die Polhöhe allein macht Klima und Witterung, ſondern die Bergreihen, beſonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchſchneiden. In dieſen ereignen ſich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meiſten darunter zu leiden. So ſcheint auch die Witterung für den ganzen Norden dieſen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich dieſes ſchreibe, beſtimmt worden zu ſein. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Süd-Weſt und Süd-Oſt haben den Regen durchaus nordwärts geführt. In Italien ſollen ſie ſchön Wetter, ja zu trocken, gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Klima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das mannichfaltigſte bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich keine ſonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Äpfel und Birnen hängen ſchon häufig vor Innsbruck in dem Thale, Pfirſchen und Trauben hingegen bringen ſie aus Wälſchland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Innsbruck bauen ſie viel Türkiſch- und Haidekorn, das ſie Blende nennen. Den Brenner herauf ſah ich die erſten Lärchenbäume, bei Schönberg den erſten Zirbel. Ob wohl das Harfnermädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend fühl' ich noch ſehr meine Schülerſchaft. Bis München glaubt' ich wirklich nur die gewöhnlichen zu ſehen. Freilich war meine eilige

Tag- und Nachtfahrt ſolchen feinern Beobachtungen nicht günſtig. Nun habe ich zwar meinen Linné bei mir und ſeine Terminologie wohl eingeprägt, wo ſoll aber Zeit und Ruhe zum Analyſiren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann? Daher ſchärf' ich mein Auge auf's Allgemeine, und als ich am Walchenſee die erſte Gentiana ſah, fiel mir auf, daß ich auch bisher zuerſt am Waſſer die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerkſamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben ſchien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, ſondern Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel ſtärker und maſtiger waren, die Augen näher an einander ſtanden und die Blätter breit waren, ſo wurden höher in's Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten aus einander, ſo daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwiſchenraum ſtatt fand, und die Blätter ſich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dieß bei einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verſchiedene Arten wären. Auch am Walchenſee bemerkte ich längere und ſchlankere Binſen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchſchnitten, haben eine graue Farbe und ſchöne, ſonderbare, unregelmäßige Formen, ob ſich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch geſchwungene Lager

vorkommen, und der Fels überhaupt ungleich verwittert, ſo ſehen die Wände und Gipfel ſeltſam aus. Dieſe Gebirgsart ſteigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des oberen Sees fand ich eine Veränderung deſſelben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerſchiefer, ſtark mit Quarz durchzogen, lehnte ſich ein weißer dichter Kalkſtein, der an der Ablöſung glimmerig war und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Maſſen anſtand. Über demſelben fand ich wieder Glimmerſchiefer, der mir aber zärter als der vorige zu ſein ſchien. Weiter hinauf zeigt ſich eine beſondere Art Gneis, oder vielmehr eine Granitart, die ſich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Elbogen. Hier oben, gegen dem Hauſe über, iſt der Fels Glimmerſchiefer. Die Waſſer, die aus dem Berge kommen, bringen nur dieſen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitſtock ſein, an den ſich alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man ſich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Waſſer ſich ringsum ergießen.

Vom Äußern des Menſchengeſchlechts habe ich ſo viel aufgefaßt. Die Nation iſt wacker und gerade vor ſich hin. Die Geſtalten bleiben ſich ziemlich gleich, braune wohlgeöffnete Augen und ſehr gut gezeichnete ſchwarze Augenbraunen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bei den Männern. Dieſen geben die grünen Hüte zwiſchen den grauen

Felsen ein fröhliches Ansehn. Sie tragen sie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Tafft mit Franzen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden sich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, sehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannesnachtmützen. Das gibt ihnen ein ganz fremdes Ansehn, da sie im Auslande die grünen Mannshüte tragen, die sehr schön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu sehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer diese Gebirge bereisen wollte, müßte dergleichen mit sich führen. Eine solche am rechten Orte angebrachte Feder würde statt des willkommensten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun diese Blätter sondere, sammele, hefte und dergestalt einrichte, daß sie meinen Freunden bald einen leichten Überblick meiner bisherigen Schicksale gewähren können, und daß ich mir zugleich was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Packete, von denen ich ein kurz und gutes Bekenntniß ablegen muß: sind es doch meine Begleiter, werden sie nicht viel Einfluß auf meine nächsten Tage haben!

Ich hatte nach Karlsbad meine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende

Ausgabe ſchließlich zuſammen zu ſtellen. Die ungedruckten beſaß ich ſchon längſt in ſchönen Abſchriften, von der geſchickten Hand des Secretär Vogel. Dieſer wackere Mann begleitete mich auch dießmal, um mir durch ſeine Fertigkeit beizuſtehen. Dadurch ward ich in den Stand geſetzt, die vier erſten Bände, unter der treuſten Mitwirkung Herders, an den Verleger abzuſenden, und war im Begriff, mit den vier letzten das Gleiche zu thun. Dieſe beſtanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, vieles anzufangen und bei vermindertem Intereſſe liegen zu laſſen, mit den Jahren, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun dieſe Dinge ſämmtlich mit mir führte, ſo gehorchte ich gern den Anforderungen der Karlsbader geiſtreichen Geſellſchaft und las ihr alles vor, was bisher unbekannt geblieben, da man ſich denn jedesmal über das Nichtvollbringen derjenigen Dinge, an denen man ſich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beſchwerte.

Die Feier meines Geburtstages beſtand hauptſächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen meiner unternommenen aber vernachläſſigten Arbeiten, worin ſich jedes nach ſeiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete ſich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund geſendete Deputation dieſer muntern Geſchöpfe

inſtändig bat, er möchte doch das ihnen zugeſagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einſichtig und anmuthig waren die Äußerungen über meine andern Stückwerke, ſo daß ſie mir auf einmal wieder lebendig wurden und ich den Freunden meine gehabten Vorſätze und vollſtändigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünſche und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden ſuchte, ich möchte dieſe Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerkſamkeit ſchenken, welche ſie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, iſt mehr Entwurf als Ausführung, es iſt in poetiſcher Proſa geſchrieben, die ſich manchmal in einen jambiſchen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaßen ähnelt. Dieſes thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht ſehr gut lieſ't und durch gewiſſe Kunſtgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir dieſes ſo dringend an's Herz, und da ich meinen größeren Reiſeplan ihm wie allen verborgen hatte, ſo glaubte er, es ſei nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er ſich gegen Mineralogie und Geologie immer ſpöttiſch erwies, meinte er, ich ſollte, anſtatt taubes Geſtein zu klopfen, meine Werkzeuge an dieſe Arbeit wenden. Ich gehorchte ſo vielen wohlgemeinten Andrängen: bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerkſamkeit dahin zu lenken.

Jetzt ſondere ich Iphigenien aus dem Packet und nehme ſie mit in das ſchöne warme Land als Begleiterin. Der Tag iſt ſo lang, das Nachdenken ungeſtört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetiſchen Sinn, ſie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur deſto ſchneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

Trient, den 11. September früh.

Nachdem ich völlig funfzig Stunden am Leben und in steter Beschäftigung gewesen, kam ich gestern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten Abends, als ich das erste Stück meines Tagebuchs geschlossen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Posthaus auf dem Brenner, in seiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter und ging halb verdrießlich nach Hause. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte: es sei Mondenschein und der beste Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte und bis dahin gern wieder zu Hause hätte, sein Rath also eigennützig war, so nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinstimmte, als gut an. Die Sonne ließ sich wieder blicken, die Luft war leidlich, ich packte ein, und um sieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmosphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar schön.

Der Postillon schlief ein, und die Pferde liefen den schnellsten Trab bergunter, immer auf dem be-

kannten Wege fort; kamen sie an ein eben Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und so kam ich sehr geschwind, zwischen hohen Felsen, an dem reißenden Etschfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheuere Gegenstände. Einige Mühlen zwischen uralten Fichten über dem schäumenden Strom waren völlige Everdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzing gelangte, gab man mir zu verstehen, daß man mich gleich wieder wegwünsche. In Mittewald Punct zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Postillon, und so ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichsam entführte, so daß ich mit dem Tage in Collmann ankam. Die Postillons fuhren, daß einem Sehen und Hören verging, und so leid es mir that, diese herrlichen Gegenden mit der entsetzlichsten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreisen, so freuete es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünschen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die ersten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirschen begegnete mir, und so ging es auf Teutschen los, wo ich um sieben Uhr ankam und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei hohem Sonnenschein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal, worin Botzen liegt. Von steilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, ist es gegen

Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde ſanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet ſich die Etſch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge ſind mit Wein bebaut. Über lange niedrige Lauben ſind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo ſonſt nur Wieſen ſind, wird der Wein in ſolchen eng an einander ſtehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwiſchen das türkiſche Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch geſehen. Die zaſelige männliche Blüthe iſt noch nicht abgeſchnitten, wie es geſchieht, wenn die Befruchtung eine Zeit lang vorbei iſt.

Bei heiterm Sonnenſchein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgeſichter freuten mich beiſammen. Ein abſichtliches wohlbehagliches Daſein drückt ſich recht lebhaft aus. Auf dem Platze ſaßen Obſtweiber mit runden flachen Körben, über vier Fuß im Durchmeſſer, worin die Pfirſchen neben einander lagen, daß ſie ſich nicht drücken ſollten. Eben ſo die Birnen. Hier fiel mir ein, was ich in Regensburg am Fenſter des Wirthshauſes geſchrieben ſah:

Comme les pêches et les melons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les bâtons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordiſcher Baron dieſes geſchrieben, iſt offenbar, und daß er in dieſen Gegenden ſeine Begriffe ändern würde, iſt auch natürlich.

Die Botzner Meſſe bewirkt einen ſtarken Seidenvertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zuſammen geſchafft wird. Doch kommen mehrere Kaufleute hauptſächlich um Gelder einzucaſſiren, Beſtellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben dahin. Ich hatte große Luſt, alle die Producte zu beleuchten, die hier auf einmal zuſammengefunden werden, doch der Trieb, die Unruhe, die hinter mir iſt, läßt mich nicht raſten, und ich eile ſogleich wieder fort. Dabei kann ich mich tröſten, daß in unſern ſtatiſtiſchen Zeiten dieß alles wohl ſchon gedruckt iſt, und man ſich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir iſt jetzt nur um die ſinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache iſt, daß ich wieder Intereſſe an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeiſt verſuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen geht, ob mein Auge licht, rein und hell iſt, wie viel ich in der Geſchwindigkeit faſſen kann, und ob die Falten, die ſich in mein Gemüth geſchlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen ſind. Schon jetzt, daß ich mich ſelbſt bediene, immer aufmerkſam, immer gegenwärtig ſein muß, gibt mir dieſe wenigen Tage her eine ganz andere Elaſticität des Geiſtes; ich muß mich um den Geld-

cours bekümmern, wechſeln, bezahlen, notiren, ſchreiben, anſtatt daß ich ſonſt nur dachte, wollte, ſann, befahl und dictirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben, die Sonne ſcheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte dieſe Mildthätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war ſonderbar geputzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etſch fließt nun ſanfter und macht an vielen Orten breite Kieſe. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, iſt alles ſo enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müſſe eins das andere erſticken. Weingeländer, Mais, Maulbeerbäume, Äpfel, Birnen, Quitten und Nüſſe. Über Mauern wirft ſich der Attich lebhaft herüber. Epheu wächſ't in ſtarken Stämmen die Felſen hinauf, und verbreitet ſich weit über ſie; die Eidechſe ſchlüpft durch die Zwiſchenräume, auch alles was hin und her wandelt, erinnert einen an die liebſten Kunſtbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Bruſt und leichte Jacken, die trefflichen Ochſen,

die ſie vom Markt nach Hauſe treiben, die beladenen Eſelchen, alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos. Und nun wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr ſtehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geſchrille der Heuſchrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man ſich doch einmal in der Welt zu Hauſe, und nicht wie geborgt, oder im Exil. Ich laſſe mirs gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfiſchfange zurückkäme. Auch der vaterländiſche Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich ſo lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuſchrecken iſt allerliebſt, durchdringend und nicht unangenehm. Luſtig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld ſolcher Sängerinnen um die Wette pfeifen, man bildet ſich ein, daß ſie einander wirklich ſteigern. Auch der Abend iſt vollkommen milde, wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für ſehr kindiſch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, ſo lange als ich unter einem böſen Himmel dulde, und jetzt mag ich gern dieſe Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immer fort genießen ſollten.

Trient [bis Roveredo],
den 11. September Abends.

Ich bin in der Stadt herum gegangen, die uralt ist und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuser hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das versammelte Concilium einer Predigt des Jesuitengenerals zuhört. Ich möchte wohl wissen, was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieser Väter bezeichnet sich gleich von außen durch rothe Marmorpilaster an der Façade; ein schwerer Vorhang schließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche selbst ist durch ein eisernes Gitter geschlossen, doch so, daß man sie ganz übersehen kann. Es war alles still und ausgestorben, denn es wird hier kein Gottesdienst mehr gehalten. Die vordere Thüre stand nur auf, weil zur Vesperzeit alle Kirchen geöffnet sein sollen.

Wie ich nun so dastehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieser Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das schwarze Käppchen sogleich abnehmend. Sein alter, schwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geistlichen; er kniet vor dem Gitter nieder und steht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er sich umkehrt, sagt er halb laut für sich: „Da haben sie nun die Jesuiten heraus getrieben, sie hätten ihnen auch zahlen sollen, was die Kirche gekostet hat. Ich weiß wohl was sie gekostet hat und das Seminarium, wie viele Tau-

ſende". Indeſſen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich lüftete und mich ſtill hielt. Er war auf der obern Stufe ſtehen geblieben und ſagte: „Der Kaiſer hat es nicht gethan, der Papſt hat es gethan". Mit dem Geſicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: „Erſt die Spanier, dann wir, dann die Franzoſen. Abels Blut ſchreit über ſeinen Bruder Cain!" und ſo ging er die Treppe hinab, immer mit ſich redend, die Straße hin. Wahrſcheinlich iſt es ein Mann, den die Jeſuiten erhielten, und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verſtand verlor und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu ſuchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der ſonſt allzeit fertige Zerſtörer in einer Nacht mit ſchnell herbeigeſchafften Steinen erbaut haben ſoll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Menſch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geſchmack iſt, das ich in Trient geſehen habe, in einer älteren Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt.

Abends um fünf Uhr reiſ'te ich ab; wieder das Schauſpiel von geſtern Abend, und die Heuſchrecken, die gleich bei Sonnenuntergang zu ſchrillen anfangen.

Wohl eine Meile weit fährt man zwiſchen Mauern, über welche ſich Traubengeländer ſehen laſſen; andere Mauern, die nicht hoch genug ſind, hat man mit Steinen, Dornen und ſonſt zu erhöhen geſucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Beſitzer beſpritzen die vorderſten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts ſchadet, weil die Gährung alles wieder heraustreibt.

Den 11. September Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache ſich abſchneidet; oben herein ſchwankt es noch immer vom Deutſchen zum Italiäniſchen. Nun hatte ich zum erſtenmal einen ſtockwälſchen Poſtillon, der Wirth ſpricht kein Deutſch, und ich muß nun meine Sprachkünſte verſuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.

Torbole, den 12. September nach Tiſche.

Wie ſehr wünſchte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß ſie ſich der Ausſicht freuen könnten, die vor mir liegt.

Heute Abend hätte ich können in Verona ſein, aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung an der Seite, ein köſtliches Schauſpiel, der Gardaſee, den wollte ich nicht verſäumen, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach Fünfen fuhr ich von Roveredo

fort, ein Seitenthal hinauf, das seine Wasser noch in die Etsch gießt. Wenn man hinauf kommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten sich die schönsten Kalkfelsen zu mahlerischen Studien. Wenn man hinab kommt, liegt ein Örtchen am nördlichen Ende des Sees, und ist ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daselbst, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich schon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels-Amphitheater hinabstieg, fand ich die ersten Ölbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum erstenmal die weißen kleinen Feigen, als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lanthieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer, in dem ich sitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter, ich habe meinen Tisch davor gerückt und die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet. Man übersieht den See beinah in seiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er sich unsern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortschaften.

Nach Mitternacht bläs't der Wind von Norden nach Süden, wer also den See hinab will, muß zu dieser Zeit fahren: denn schon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet sich der Luftstrom und zieht nordwärts. Jetzo Nachmittag wehet er stark gegen mich und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieser See ehemals

Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin deſſen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erſte lateiniſche Vers, deſſen Inhalt lebendig vor mir ſteht, und der in dem Augenblicke, da der Wind immer ſtärker wächſ't und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute ſo wahr iſt als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat ſich verändert, noch aber ſtürmt der Wind in dem See, deſſen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.

Geſchrieben unter dem fünf und vierzigſten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich ſpazieren, und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menſchen leben ein nachläſſiges Schlaraffenleben: erſtlich haben die Thüren keine Schlöſſer; der Wirth aber verſicherte mir, ich könnte ganz ruhig ſein, und wenn alles was ich bei mir hätte aus Diamanten beſtünde; zweitens ſind die Fenſter mit Ölpapier ſtatt Glasſcheiben geſchloſſen; drittens fehlt eine höchſt nöthige Bequemlichkeit, ſo daß man dem Naturzuſtande hier ziemlich nahe kömmt. Als ich den Hausknecht nach einer gewiſſen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter. „Qui abasso puo servirsi!“ Ich fragte: „Dove?“ — „Da per tutto, dove vuol!“ antwortete er freundlich. Durchaus zeigt ſich die größte Sorgloſigkeit, doch Leben

und Geschäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geschwätz, ein Geschrei, und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu schaffen. Ich habe noch kein müßiges Weib gesehn.

Der Wirth verkündigte mir mit italiänischer Emphase, daß er sich glücklich finde, mir mit der köstlichsten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunter kommt, und der Fisch den Weg hinauf sucht. Der Kaiser erhält von diesem Fange zehn tausend Gulden Pacht. Es sind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal funfzig Pfund schwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punctirt; der Geschmack zwischen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber ist in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köstlich sein müssen, wo schon Citronen wachsen.

Den 13. September Abends.

Heute früh um drei Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günstig, daß sie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dämmerung still. Wir fuhren bei Limone vorbei, dessen Berggärten, terrassenweise angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Ansehn geben. Der ganze Garten besteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewissen

Entfernung von einander ſtehen und ſtufenweis den Berg hinaufrücken. Über dieſe Pfeiler ſind ſtarke Stangen gelegt, um im Winter die dazwiſchen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beſchauen dieſer angenehmen Gegenſtände ward durch eine langſame Fahrt begünſtigt, und ſo waren wir ſchon an Malceſine vorbei, als der Wind ſich völlig umkehrte, ſeinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und ſo mußten wir im Hafen von Malceſine landen. Es iſt der erſte venezianiſche Ort an der Morgenſeite des Sees. Wenn man mit dem Waſſer zu thun hat, kann man nicht ſagen: ich werde heute da oder dort ſein. Dieſen Aufenthalt will ich ſo gut als möglich nutzen, beſonders das Schloß zu zeichnen, das am Waſſer liegt und ein ſchöner Gegenſtand iſt. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 14. September.

Der Gegenwind, der mich geſtern in den Hafen von Malceſine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überſtand und in der Erinnerung luſtig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung jedermann zugänglich iſt. Im Schloßhofe ſetzte ich mich dem alten, auf und in den Felſen

gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer drei, vier Stufen erhöhten verschlossenen Thüre, im Thürgewände ein verziertes steinernes Sitzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich saß nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten mich und gingen hin und wider. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so daß sie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht stören und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drängte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiderte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malcesine zu erhalten. Er sagte darauf: es sei dieß nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner venezianischer Sprache sagte, so daß ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiderte ich ihm, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer italiänischer Gelassenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sei nicht recht! man solle den Podesta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt,

und überſchaute das immer ſich vermehrende Publicum. Die neugierigen ſtarren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meiſten Geſichtern, und was ſonſt noch alles eine fremde Volksmaſſe charakteriſiren mag, gab mir den luſtigſten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu ſehen, das ich als Treufreund auf dem Ettersburger Theater oft zum Beſten gehabt. Dieß verſetzte mich in die heiterſte Stimmung, ſo daß, als der Podeſta mit ſeinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte und auf ſeine Frage: warum ich ihre Feſtung abzeichnete, ihm beſcheiden erwiderte: daß ich dieſes Gemäuer nicht für eine Feſtung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerkſam auf den Verfall dieſer Thürme und dieſer Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrloſigkeit des ganzen Zuſtandes und verſicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu ſehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine ſei, was denn dran wohl merkwürdig ſcheinen könne? Ich erwiderte darauf, weil ich Zeit und Gunſt zu gewinnen ſuchte, ſehr umſtändlich, daß ſie wüßten, wie viele Reiſende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptſtadt der Welt, von den Barbaren verwüſtet, voller Ruinen ſtehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Alterthum ſo erhalten ſei, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu ſehen hoffte.

Der Podesta, welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann von etwa dreißig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches dergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Actuarius, der sich unterdessen besonnen hatte: das möge wohl gelten, denn jenes sei ein weltberühmtes römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sei nichts Merkwürdiges, als daß es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem östreichischen Kaiserstaate bezeichne und deßhalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein griechische und römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sei freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem von Jugend auf gekannten Gebäude nicht so viele mahlerische Schönheiten als ich entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit

Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publicum jene belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal jenen Vögeln gleich, die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte drauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sei ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter sein, um die Gränzen auszuspähen.

„Weit entfernt", rief ich aus, „dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu sein, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen ist."

„Von Frankfurt am Main!“ rief eine hübsche junge Frau, „da könnt ihr gleich sehen, Herr Podesta, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat, der wird am besten in der Sache entscheiden können.“

Schon hatten sich die wohlwollenden Gesichter um mich her vermehrt, der erste Widerwärtige war verschwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieser war ein Mann etwa in den funfzigen, ein braunes italiänisches Gesicht, wie man sie kennt. Er sprach und betrug sich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd ist, erzählte mir sogleich, daß er bei Bolongaro in Diensten gestanden und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweise war sein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil, ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen, und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämmtlichen italiänischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt, manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Allesina im Jahre 1774 seine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze; er erinnerte sich recht wohl, daß die Gattin dieses reichen Handelsherrn eine geborne

Brentano ſei. Auch von den Kindern und Enkeln dieſer Häuſer wußte ich ihm zu erzählen, wie ſie herangewachſen, verſorgt, verheirathet worden, und ſich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueſte Auskunft faſt über alles gegeben, um was er mich befragt, wechſelten Heiterkeit und Ernſt in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte ſich immer mehr und konnte unſerm Zwiegeſpräch zuzuhören nicht ſatt werden, wovon er freilich einen Theil erſt in ihren Dialect überſetzen mußte.

Zuletzt ſagte er: „Herr Podeſta, ich bin überzeugt, daß dieſes ein braver kunſtreicher Mann iſt, wohlerzogen, welcher herumreiſ't, ſich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlaſſen, damit er bei ſeinen Landsleuten Gutes von uns rede und ſie aufmuntere, Malceſine zu beſuchen, deſſen ſchöne Lage wohl werth iſt, von Fremden bewundert zu ſein.“ Ich verſtärkte dieſe freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtsperſonen als weiſe und vorſichtige Männer nicht vergeſſend.

Dieſes alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß, mit Meiſter Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu beſehen. Der Wirth, bei dem ich eingekehrt war, geſellte ſich nun zu uns und freute ſich ſchon auf die Fremden, welche auch ihm zuſtrömen würden, wenn die Vorzüge Malceſine's erſt recht an's Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde

betrachtete er meine Kleidungsſtücke, beſonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man ſo bequem in die Taſche ſtecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die ſo ſchöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichſten Strafen verboten ſei. Dieſen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreier mich dankbar zu erweiſen. „Dankt mir nicht“, verſetzte der brave Mann, „mir ſeid ihr nichts ſchuldig. Verſtünde der Podeſta ſein Handwerk, und wäre der Actuar nicht der eigennützigſte aller Menſchen, ihr wäret nicht ſo los gekommen. Jener war verlegener als ihr, und dieſem hätte eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geſchwind überlegt, und ihr wart ſchon befreit, ehe unſere Unterredung zu Ende war.“

Gegen Abend holte mich der gute Mann in ſeinen Weinberg ab, der den See hinabwärts ſehr wohlgelegen war. Uns begleitete ſein funfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume ſteigen und mir das beſte Obſt brechen mußte, indeſſen der Alte die reifſten Weintrauben ausſuchte.

Zwiſchen dieſen beiden weltfremden wohlwollenden Menſchen, in der unendlichen Einſamkeit dieſes Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteſte, welch ein wunderliches Weſen der Menſch iſt, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Be-

quemlichkeit in guter Gesellschaft genießen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf seine besondere Weise zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich mit günstigem Wind von dem Ufer, welches mir lästrygonisch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Brescianischen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da wo an der Abendseite das Gebirge aufhört steil zu sein, und die Landschaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden, Gargnano, Boiacco, Cecina, Toscolan, Maderno, Gardone, Saló; alle auch wieder meist in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieser so reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehn Uhr landete ich in Bartolino, lud mein Gepäck auf ein Maulthier und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Seevertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beiden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt, und diesen colossalen Kieseldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in

ruhigern Epochen darüber geſchlemmt; aber der Ackersmann iſt doch ſtets auf's neue von den immer wieder hervordringenden Geſchieben geplagt. Man ſucht ſo viel als möglich ihrer los zu werden, baut ſie reihen- und ſchichtenweiſe über einander uud bildet dadurch am Wege hin ſehr dicke Quaſimauern. Die Maulbeerbäume ſehen wegen Mangel an Feuchtigkeit nicht fröhlich auf dieſer Höhe. An Quellen iſt nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zuſammengeleiteten Regenwaſſers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durſt löſchen. Unten am Fluſſe ſind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wäſſern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man bei'm Herabſteigen überſieht, durch Worte nicht dargeſtellt werden. Es iſt ein Garten meilenlang und -breit, der am Fuß hoher Gebirge und ſchroffer Felſen ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt. Und ſo kam ich denn am 14ten September gegen ein Uhr hier in Verona an, wo ich zuerſt noch dieſes ſchreibe, das zweite Stück meines Tagebuchs ſchließe und hefte, und gegen Abend mit freudigem Geiſte das Amphitheater zu ſehen hoffe.

Von der Witterung dieſe Tage her melde ich Folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten war abwechſelnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um ſich. Morgens gegen fünf Uhr überzog ſich der ganze Himmel mit grauen, nicht ſchweren

Wolken, die mit dem wachſenden Tage verſchwanden. Je tiefer ich hinabkam, deſto ſchöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsſtock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beſchaffenheit; man ſah nämlich an den verſchiedenen Landſchaftsgründen, die ſich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander abſonderten, daß die Atmoſphäre voll gleichausgetheilter Dünſte ſei, welche ſie zu tragen vermochte, und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken ſich ſammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünſte, die aus dem Botzner Thal, alle Wolkenſtreifen, die von den mittägigern Bergen aufſteigen, nach den höhern mitternächtigen Gegenden zuzogen, ſie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weiteſten Ferne, über dem Gebirg konnte ich eine ſogenannte Waſſergalle bemerken. Von Botzen ſüdwärts haben ſie den ganzen Sommer das ſchönſte Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Waſſer (ſie ſagen acqua, um den gelinden Regen auszudrücken), und dann ſogleich wieder Sonnenſchein. Auch geſtern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne ſchien immer dazu. Sie haben lange kein ſo gutes Jahr gehabt; es geräth alles; das Üble haben ſie uns zugeſchickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich, denn Ferbers Reiſe nach Italien und Hac-

quets durch die Alpen unterrichten uns genugſam von dieſer Wegſtrecke. Eine Viertelſtunde vom Brenner iſt ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbei fuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerſchiefer aufliegen. Dieſen fand ich bei Collmann, als es Tag ward; weiter hinab zeigten ſich Porphyre an. Die Felſen waren ſo prächtig, und an der Chauſſee die Haufen ſo gätlich zerſchlagen, daß man gleich Voigtiſche Kabinettchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beſchwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maß gewöhne. Bald unter Collmann fand ich einen Porphyr, der ſich in regelmäßige Platten ſpaltet, zwiſchen Branzoll und Neumarkt einen ähnlichen, deſſen Platten jedoch ſich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt ſie für vulcaniſche Producte, das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet ſchon macht ſich darüber luſtig.

Von den Menſchen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu ſagen. Sobald mir vom Brenner Herunterfahrendem der Tag aufging, bemerkte ich eine entſchiedene Veränderung der Geſtalt, beſonders mißfiel mir die bräunlich bleiche Farbe der Weiber. Ihre Geſichtszüge deuteten auf Elend, Kinder waren eben ſo erbärmlich anzuſehen, Männer ein wenig beſſer; die Grundbildung übrigens durchaus regel-

mäßig und gut. Ich glaube die Urſache dieſes krankhaften Zuſtandes in dem häufigen Gebrauch des türkiſchen und Haidekorns zu finden. Jenes, das ſie auch gelbe Blende nennen, und dieſes, ſchwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Waſſer zu einem dicken Brei gekocht und ſo gegeſſen. Die jenſeitigen Deutſchen rupfen den Teig wieder aus einander und braten ihn in Butter auf. Der wälſche Tyroler hingegen ißt ihn ſo weg, manchmal Käſe darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleiſch. Nothwendig muß das die erſten Wege verleimen und verſtopfen, beſonders bei den Kindern und Frauen, und die kachektiſche Farbe deutet auf ſolches Verderben. Außerdem eſſen ſie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die ſie in Waſſer abſieden und mit Knoblauch und Öl anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe? — „Ja freilich.“ — „Thun ſie ſich nichts zu Gute? eſſen ſie nicht beſſer?“ — „Nein, ſie ſind es einmal ſo gewohnt.“ — „Wo kommen ſie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen ſie ſonſt für Aufwand?“ — „O, die haben ſchon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen.“ — Das war die Summa des Geſprächs mit meiner Wirthstochter in Botzen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendſten ſcheinen, ſich am übelſten befinden, denn ſie ſind in den Händen der ſtädtiſchen Handelsleute, die ihnen bei ſchlechten Jahren den Lebensunterhalt vorſchießen, und bei guten den Wein

um ein Geringes an ſich nehmen. Doch das iſt überall daſſelbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung beſtätigt, iſt, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler ausſehen. Hübſche volle Mädchengeſichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Geſichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande ſehen ſie weniger friſch aus als die Weiber, wahrſcheinlich weil dieſe mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute ſitzen. Am Gardaſee fand ich die Leute ſehr braun und ohne den mindeſten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungeſund, ſondern ganz friſch und behaglich ausſehend. Wahrſcheinlich ſind die heftigen Sonnenſtrahlen, denen ſie am Fuße ihrer Felſen ausgeſetzt ſind, hievon die Urſache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September.

Das Amphitheater iſt alſo das erſte bedeutende Monument der alten Zeit, das ich ſehe, und ſo gut erhalten! Als ich hinein trat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umher ging, ſchien es mir ſeltſam, etwas Großes und doch eigentlich nichts zu ſehen. Auch will es leer nicht geſehen ſein, ſondern ganz voll von Menſchen, wie man es neuerer Zeit Joſeph dem Zweiten und Pius dem Sechsten zu Ehren veranſtaltet. Der Kaiſer, der doch auch Menſchenmaſſen vor Augen gewohnt war, ſoll darüber erſtaunt ſein. Doch nur in der früheſten Zeit that es ſeine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt iſt. Denn eigentlich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponiren, das Volk mit ſich ſelbſt zum Beſten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, ſuchen die Hinterſten auf alle mögliche Weiſe ſich über die Vorderſten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fäſſer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Breter hinüber und herüber, beſetzt einen benachbarten Hügel, und es bildet ſich in der Geſchwindigkeit ein Krater.

Kommt das Schauſpiel öfter auf derſelben Stelle vor, ſo baut man leichte Gerüſte für die ſo bezahlen können, und die übrige Maſſe behilft ſich, wie ſie mag. Dieſes allgemeine Bedürfniß zu befriedigen, iſt hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen ſolchen Krater durch Kunſt, ſo einfach als nur möglich, damit deſſen Zierrath das Volk ſelbſt werde. Wenn es ſich ſo beiſammen ſah, mußte es über ſich ſelbſt erſtaunen, denn da es ſonſt nur gewohnt, ſich durch einander laufen zu ſehen, ſich in einem Gewühle ohne Ordnung und ſonderliche Zucht zu finden, ſo ſieht das vielköpfige, vielſinnige, ſchwankende, hin und her irrende Thier ſich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit beſtimmt, in eine Maſſe verbunden und befeſtigt, als Eine Geſtalt, von Einem Geiſte belebt. Die Simplicität des Oval iſt jedem Auge auf die angenehmſte Weiſe fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze ſei. Jetzt wenn man es leer ſieht, hat man keinen Maßſtab, man weiß nicht, ob es groß oder klein iſt.

Wegen der Unterhaltung dieſes Werks müſſen die Veroneſer gelobt werden. Es iſt von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift, daher ſtellt man der Reihe nach die ausgefreſſenen Stufen immer wieder her, und ſie ſcheinen faſt alle ganz neu. Eine Inſchrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und ſeines auf dieſes Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer ſteht nur ein

Stück und ich zweifele, ob sie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz, il Bra genannt, stoßen, sind an Handwerker vermiethet, und es sieht lustig genug aus, diese Höhlungen wieder belebt zu sehen.

Verona, den 16. September.

Das schönste, aber immer geschlossene Thor heißt Porta stuppa oder del Pallio. Als Thor und in der großen Entfernung, aus der man es schon gewahr wird, ist es nicht gut gedacht, denn erst in der Nähe erkennt man das Verdienst des Gebäudes.

Sie geben allerlei Ursachen an, warum es geschlossen sei. Ich habe jedoch eine Muthmaßung: die Absicht des Künstlers ging offenbar dahin, durch dieses Thor eine neue Anlage des Corso zu verursachen, denn auf die jetzige Straße steht es ganz falsch. Die linke Seite hat lauter Baracken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores geht auf ein Nonnenkloster zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müssen. Das sah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Lust haben, sich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künstler starb vielleicht, und so schloß man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Verona, den 16. September.

Das Portal des Theatergebäudes, von ſechs großen joniſchen Säulen, nimmt ſich anſtändig genug aus. Deſto kleinlicher erſcheint über der Thüre vor einer gemahlten Niſche, die von zwei korinthiſchen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büſte des Marcheſe Maffei in einer großen Perrücke. Der Platz iſt ehrenvoll, aber um ſich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büſte coloſſal ſein müſſen. Jetzt ſteht ſie kleinlich auf einem Kragſteinchen unharmoniſch mit dem Ganzen.

Auch die Galerie, die den Vorhof einfaßt, iſt kleinlich, und die cannelirten doriſchen Zwerge nehmen ſich neben den glatten joniſchen Rieſen armſelig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der ſchönen Anſtalt, welche unter dieſen Säulenlauben angelegt iſt. Hier hat man die Antiquitäten, meiſt in und um Verona gegraben, geſammelt aufgeſtellt. Einiges ſoll ſogar ſich im Amphitheater gefunden haben. Es ſind etruriſche, griechiſche, römiſche, bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs ſind in die Wände eingemauert und mit den Nummern verſehen, die ihnen Maffei gab, als er ſie in ſeinem Werke Verona illustrata beſchrieb. Altäre, Stücke von Säulen und dergleichen Reſte; ein ganz trefflicher Dreifuß von weißem Marmor, worauf Genien, die ſich mit den Attributen der Götter beſchäftigen. Ra-

phael hat dergleichen in den Zwickeln der Farneſina nachgeahmt und verklärt.

Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen wie über einen Roſenhügel. Die Grabmäler ſind herzlich und rührend und ſtellen immer das Leben her. Da iſt ein Mann, der neben ſeiner Frau aus einer Niſche wie zu einem Fenſter herausſieht. Da ſtehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unausſprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht ſich ein Paar die Hände. Hier ſcheint ein Vater, auf ſeinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieſer Steine höchſt rührend. Von ſpäterer Kunſt ſind ſie, aber einfach, natürlich und allgemein anſprechend. Hier iſt kein geharniſchter Mann auf den Knieen, der eine fröhliche Auferſtehung erwartet. Der Künſtler hat mit mehr oder weniger Geſchick nur die einfache Gegenwart der Menſchen hingeſtellt, ihre Exiſtenz dadurch fortgeſetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, ſchauen nicht in den Himmel, ſondern ſie ſind hienieden was ſie waren und was ſie ſind. Sie ſtehen beiſammen, nehmen Antheil an einander, lieben ſich, und das iſt in den Steinen, ſogar mit einer gewiſſen Handwerksunfähigkeit, allerliebſt ausgedrückt. Ein ſehr reich verzierter marmorner Pfeiler gab mir auch neue Begriffe.

So löblich dieſe Anſtalt iſt, ſo ſieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungsgeiſt, der ſie gegründet,

nicht mehr in ihr fortlebt. Der kostbare Dreifuß geht nächstens zu Grunde, weil er frei steht, gegen Westen der Witterung ausgesetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieser Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Palast des Proveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein schön Stück Baukunst gegeben. Sonst bauen die Nobili noch viel, leider aber ein jeder auf den Platz, wo seine ältere Wohnung stand, also oft in engen Gassen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entferntesten Vorstadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernsthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüber ging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Palast der Justiz, und wegen Höhe der Gebäude erschien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, sagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich sah umher und durch alle Stockwerke gingen, an zahlreichen Thüren hin, offene, mit eisernen Geländern versehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus seinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, stand in der freien Luft, war aber auch den Blicken aller ausgesetzt; und weil nun mehrere Verhörstuben sein mochten, so klapperten die Ketten, bald über diesem bald über jenem Gange durch alle Stock-

werke. Es war ein verwünſchter Anblick, und ich läugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte, hier doch einen etwas ſchweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatraliſchen Kraters bei Sonnenuntergang, der ſchönſten Ausſicht genießend über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen Mengen von Menſchen: Männer von allen Ständen, Weiber vom Mittelſtande ſpazieren. Dieſe Letztern nehmen ſich in ihren ſchwarzen Überkleidern aus dieſer Vogelperſpective gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veſte, die dieſer Claſſe ſtatt aller Garderobe dient, iſt übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk, das nicht immer für Reinlichkeit ſorgen und doch immer öffentlich erſcheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spaziergange ſein will. Veſte iſt ein ſchwarztaffeter Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, ſo verſteht ſie den ſchwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieſer wird ſo angegürtet, daß er die Taille abſchneidet und die Lippen des Corſets bedeckt, welches von jeglicher Farbe ſein kann. Der Zendale iſt eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe ſelbſt durch ein Drahtgeſtell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte

aber wie eine Schärpe um den Leib geknüpft, ſo daß die Enden hinterwärts herunter fallen.

Verona, den 16. September.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tauſend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauſpiel. Vier edle Veroneſer ſchlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben dieß ſonſt unter ſich das ganze Jahr, etwa zwei Stunden vor Nacht; dießmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier bis fünf tauſend Zuſchauer geweſen ſein. Frauen ſah ich von keinem Stande.

Vorhin, als ich vom Bedürfniß der Menge in einem ſolchen Falle ſprach, hab' ich das natürliche zufällige Amphitheater ſchon beſchrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut ſah. Ein lebhaftes Händeklatſchen hört' ich ſchon von weiten, jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht ſo vor ſich: In gehöriger Entfernung von einander ſind zwei gelindabhängige Breterflächen errichtet. Derjenige, der den Ball ausſchlägt, ſteht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der oberſten Höhe. Indem nun ein anderer von ſeiner Partei ihm den Ball zuwirft, ſo läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denſelben zu treffen weiß. Die Gegner

ſuchen ihn zurückzuſchlagen, und ſo geht es hin und wider, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die ſchönſten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorſchein. Da es lauter wohlgewachſene, rüſtige, junge Leute ſind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, ſo unterſcheiden ſich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen. Beſonders ſchön iſt die Stellung, in welche der Ausſchlagende geräth, indem er von der ſchiefen Fläche herunterläuft und den Ball zu treffen ausholt, ſie nähert ſich der des Borgheſiſchen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß ſie dieſe Übung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeſte Bequemlichkeit für die Zuſchauer vornehmen; warum ſie es nicht im Amphitheater thun, wo ſo ſchöner Raum wäre!

Verona, den 17. September.

Was ich von Gemählden geſehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache dieſe wunderbare Reiſe nicht, um mich ſelbſt zu betriegen, ſondern um mich an den Gegenſtänden kennen zu lernen, da ſage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunſt, von dem Handwerk des Mahlers wenig verſtehe. Meine Aufmerkſamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den praktiſchen Theil, auf den Gegenſtand und auf die Behandlung deſſelben im Allgemeinen gerichtet ſein.

St. Giorgio iſt eine Galerie von guten Gemählden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglückſeligen Künſtler, was mußten die mahlen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenſtück! was war daran zu mahlen? Hungrige Menſchen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere, denen Brod präſentirt wird. Die Künſtler haben ſich die Folter gegeben, um ſolche Armſeligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch dieſe Nöthigung gereizt, das Genie ſchöne Sachen hervorgebracht. Ein Künſtler, der die heilige Urſula mit den eilftauſend Jungfrauen vorzuſtellen hatte, zog ſich mit großem Verſtand aus der Sache. Die Heilige ſteht im Vordergrunde, als habe ſie ſiegend das Land in Beſitz genommen. Sie iſt ſehr edel, amazonenhaft jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der alles verkleinernden Ferne hingegen ſieht man ihre Schaar aus den Schiffen ſteigen und in Proceſſion herankommen. Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von Tizian, iſt ſehr verſchwärzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angehende Göttin nicht himmelwärts, ſondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich ſehr ſchöne Sachen von Orbetto und lernte dieſen verdienten Künſtler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den erſten Künſtlern, und oft

begnügt man ſich mit ihren Namen; wenn man aber dieſem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunſt reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwei Halbfiguren. Simſon iſt eben im Schoße der Delila eingeſchlafen, ſie greift leiſe über ihn hinweg nach einer Scheere, die auf dem Tiſch neben der Lampe liegt. Die Ausführung iſt ſehr brav. Im Palaſt Canoſſa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palaſt Bevilacqua enthält die köſtlichſten Sachen. Ein ſogenanntes Paradies von Tintorett, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin, in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apoſtel, Heiligen, Engel u. ſ. w., eine Gelegenheit, den ganzen Reichthum des glücklichſten Genies zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinſels, Geiſt, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, dieß alles zu bewundern und ſich deſſen zu erfreuen, müßte man das Stück ſelbſt beſitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht in's Unendliche, ja die letzten in der Glorie verſchwindenden Engelsköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch ſein, Maria und Chriſtus, der ihr die Krone aufſetzt, etwa vier Zoll. Die Eva iſt doch das ſchönſte Weibchen auf dem Bilde und noch immer, von altersher, ein wenig lüſtern.

Ein paar Porträte von Paul Veroneſe haben meine Hochachtung für dieſen Künſtler nur vermehrt. Die Antikenſammlung iſt herrlich, ein hingeſtreckter Sohn der Niobe köſtlich, die Büſten, ungeachtet ihrer reſtaurirten Naſen, meiſtens höchſt intereſſant, ein Auguſt mit der Bürgerkrone, ein Caligula und andere.

Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und dieſe Anlage an ſo herrlichen Gegenſtänden Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, iſt das ſeligſte aller Gefühle.

In einem Lande, wo man des Tages genießt, beſonders aber des Abends ſich erfreut, iſt es höchſt bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will ſeine Tochter wieder zu Hauſe ſehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag ſei, wiſſen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe iſt es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht iſt, denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, iſt der Tag entſchieden vorbei, der aus Abend und Morgen beſtand, vier und zwanzig Stunden ſind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Roſenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und ſpricht: Felicissima notte! Dieſe Epoche verändert ſich mit jeder Jahreszeit, und der Menſch, der hier lebendig lebt, kann nicht irre werden, weil jeder Genuß ſeines

Daſeins ſich nicht auf die Stunde, ſondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen deutſchen Zeiger auf, ſo würde man es verwirrt machen, denn der ſeinige iſt innigſt mit ſeiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren, es geht auf den Bra, die lange breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht ſchlägt, kehrt alles um. Theils fahren ſie an die Kirchen, das Ave Maria della sera zu beten, theils halten ſie auf dem Bra, die Cavaliers treten an die Kutſchen, unterhalten ſich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende niemals abgewartet, die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade ſo viel Regen niedergegangen, um den Staub zu löſchen, es war wirklich ein lebendiger munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Puncte der Landesgewohnheit gleich zu ſtellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Nachfolgendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unſere vier und zwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweimal zwölf getheilt, wie wir zählen und unſere Uhren ſie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier ſchlagen, nämlich gleichfalls zweimal bis Zwölf in vier und zwanzig Stunden, allein dergeſtalt, daß es Eins ſchlägt, wenn es bei uns Acht ſchlüge, und ſo fort bis Zwölfe voll

ſind. Morgens acht Uhr nach unſerm Zeiger ſchlägt es wieder Eins u. ſ. f. Der oberſte Kreis zeigt nun endlich, wie bis vier und zwanzig im Leben gezählt wird. Ich höre z. B. in der Nacht Sieben ſchlagen und weiß, daß Mitternacht um Fünf iſt, ſo ziehe ich die Zahl von jener ab, und habe alſo zwei Uhr Nachmitternacht. Hör' ich am Tage Sieben ſchlagen und weiß, daß auch Mittag um fünf Uhr iſt, ſo verfahre ich eben ſo und habe zwei Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hieſiger Weiſe ausſprechen, ſo muß ich wiſſen, daß Mittag ſiebenzehn Uhr iſt, hiezu füge ich noch die Zwei und ſage neunzehn Uhr. Wenn man dieß zum erſtenmal hört und überdenkt, ſo ſcheint es höchſt verworren und ſchwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt und findet dieſe Beſchäftigung unterhaltend, wie ſich auch das Volk an dem ewigen hin und wider Rechnen ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedieß immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe und machen ſich gern mit Zahlen zu ſchaffen. Ferner iſt dem Inländer die Sache ſo viel leichter, weil er ſich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in dieſem Lande thut, zwei Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden wie ſie ſchlagen, am Tag addiren ſie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechſelnden Mittagszahl. Das Weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

(Siehe das nebenſtehende Blatt.)

Vergleid

italiäniſchen und deutſchen Uhr, auch der itali

Mit

Die Nacht wächſ't mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unſerm Zeiger	Iſt Mitternacht alsdann um
Auguſt	1	8 1/2	3 1/2
—	15	8	4
Sept.	1	7 1/2	4 1/2
—	15	7	5
Octbr.	1	6 1/2	5 1/2
—	15	6	6
Nov.	1	5 1/2	6 1/2
—	15	5	7

Von da an bleibt die Zeit ſtehen und iſt

	Nacht	Mitternacht
December / Januar	5	7

(Zu S. 72.)

ags-Kreis

en Zeiger für die zweite Hälfte des Septembers.

ag

acht.

Der Tag wächs't mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger	Ist Mitternacht alsdann um
Febr.	1	5 1/2	6 1/2
—	15	6	6
März	1	6 1/2	5 1/2
—	15	7	5
April	1	7 1/2	4 1/2
—	15	8	4
Mai	1	8 1/2	3 1/2
—	15	9	3

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
Juni / Juli	9	3

Verona, den 17. September.

Das Volk rührt ſich hier ſehr lebhaft durch einander, beſonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander ſtoßen, ſieht es recht luſtig aus. Da iſt nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauſes iſt offen, man ſieht bis in die Tiefe und alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuſter ziehen und pochen alle halb auf der Gaſſe; ja die Werkſtätten machen einen Theil der Straße. Abends, wenn Lichter brennen, ſieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen iſt es an Markttagen ſehr voll, Gemüſe und Früchte unüberſehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzensluſt. Übrigens ſchreien, ſchäkern und ſingen ſie den ganzen Tag, werfen und balgen ſich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt ſie leicht leben. Alles, was nur kann, iſt unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebret, eine Violine. Sie üben ſich, alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichſten Töne brechen überall hervor. Ein ſolches Übergefühl des Daſeins verleiht ein mildes Klima auch der Armuth, und der Schatten des Volks ſcheint ſelbſt noch ehrwürdig.

Die uns ſo ſehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuſer entſpringt auch da-

her: ſie ſind immer draußen und in ihrer Sorgloſigkeit denken ſie an nichts. Dem Volk iſt alles recht und gut, der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern, der Reiche und Vornehme ſchließt ſich in ſeine Wohnung, die eben auch nicht ſo wohnlich iſt wie im Norden. Ihre Geſellſchaften halten ſie in öffentlichen Verſammlungshäuſern. Vorhöfe und Säulengänge ſind alle mit Unrath beſudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt ſich immer vor. Der Reiche kann reich ſein, Paläſte bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, ſo bedient ſich das Volk deſſen zu ſeinem Bedürfniß und es hat kein dringenderes, als das ſo ſchnell wie möglich los zu werden, was es ſo häufig als möglich zu ſich genommen hat. Will einer das nicht leiden, ſo muß er nicht den großen Herrn ſpielen, d. h. er muß nicht thun, als wenn ein Theil ſeiner Wohnung dem Publicum angehöre, er macht ſeine Thüre zu, und ſo iſt es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt ſich das Volk ſein Recht nun gar nicht nehmen, und das iſt's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beſchwerde führt.

Ich betrachtete heut auf mancherlei Wegen durch die Stadt die Tracht und die Manieren beſonders des Mittelſtandes, der ſich ſehr häufig und geſchäftig zeigt. Sie ſchlenkern im Gehen alle mit den Armen. Perſonen von einem höhern Stande, die bei gewiſſen Gelegenheiten einen Degen tragen, ſchlenkern nur mit

Einem, weil sie gewohnt sind, den linken still zu halten.

Obgleich das Volk seinen Geschäften und Bedürfnissen sehr sorglos nachgeht, so hat es doch auf alles Fremde ein scharfes Auge. So konnt' ich die ersten Tage bemerken, daß jedermann meine Stiefel betrachtete, da man sich derselben als einer theuern Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt da ich Schuh und Strümpfe trage, sieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da sie alle mit Blumen, Gemüse, Knoblauch und so vielen andern Marktterzeugnissen durch einander liefen, ihnen der Cypressenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran, und daneben hielt ich blühende Capernzweige. Sie sahen alle, groß und klein, mir auf die Finger, und schienen wunderliche Gedanken zu haben.

Diese Zweige bracht' ich aus dem Garten Giusti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypressen hat, die alle pfriemenartig in die Luft stehen. Wahrscheinlich sind die spitz zugeschnittenen Taxus der nordischen Gartenkunst Nachahmungen dieses herrlichen Naturproducts. Ein Baum, dessen Zweige von unten bis oben, die ältesten wie die jüngsten, gen Himmel streben, der seine dreihundert Jahre dauert, ist wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach, da der Garten angelegt worden, haben diese schon ein so hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 19. September.

Der Weg von Verona hieher ist sehr angenehm, man fährt nordostwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel bestehen, immer linkerhand; auf den Hügeln, die sie bilden, liegen Orte, Schlösser, Häuser. Rechts verbreitet sich die weite Fläche, durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld, man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen sind, die sodann, als wären es luftige Zweige, herunter fallen. Hier kann man sich eine Idee von Festonen bilden! Die Trauben sind zeitig und beschweren die Ranken, die lang und schwankend niederhängen. Der Weg ist voll Menschen aller Art und Gewerbes, besonders freuten mich die Wagen mit niedrigen tellerartigen Rädern, die, mit vier Ochsen bespannt, große Kufen hin und wider führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und gestampft werden. Die Führer standen, wenn sie leer waren, drinnen, es sah einem bacchischen Triumphzug ganz ähnlich. Zwischen den Weinreihen ist der Boden zu allerlei Arten Getreide, besonders zu Türkischkorn und Sörgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, so steigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf, sie sind vulcanisch, sagt man, und schließen die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuße und, wenn man will, in einem Busen, den sie bilden.

Vicenza, den 19. September.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe ſchon die Stadt durchlaufen, das Olympiſche Theater und die Gebäude des Palladio geſehen. Man hat ein ſehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunſtverſtändigen Texte. Wenn man nun dieſe Werke gegenwärtig ſieht, ſo erkennt man erſt den großen Werth derſelben, denn ſie ſollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die ſchöne Harmonie ihrer Dimenſionen nicht nur in abſtracten Aufriſſen, ſondern mit dem ganzen perſpectiviſchen Vordringen und Zurückweichen den Geiſt befriedigen; und ſo ſag' ich vom Palladio: er iſt ein recht innerlich und von innen heraus großer Menſch geweſen. Die höchſte Schwierigkeit, mit der dieſer Mann wie alle neuern Architekten zu kämpfen hatte, iſt die ſchickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunſt; denn Säulen und Mauern zu verbinden, bleibt doch immer ein Widerſpruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart ſeiner Werke imponirt und vergeſſen macht, daß er nur überredet! Es iſt wirklich etwas Göttliches in ſeinen Anlagen, völlig wie die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, deſſen erborgtes Daſein uns bezaubert.

Das Olympische Theater ist ein Theater der Alten im Kleinen realisirt und unaussprechlich schön, aber gegen die unsrigen kömmt mir's vor, wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind gegen einen klugen Weltmenschen, der, weder so vornehm, noch so reich, noch wohlgebildet, besser weiß, was er mit seinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und sieht, wie sie schon durch das enge schmutzige Bedürfniß der Menschen entstellt sind, wie die Anlagen meist über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig diese köstlichen Denkmale eines hohen Menschengeistes zu dem Leben der Übrigen passen, so fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern eben so ist: denn man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseins zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend, sie verschlechtert, da ist man ihr Mann, und darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Abgeschmacktem. Ich sage das nicht, um meine Freunde herunter zu setzen, ich sage nur, daß sie so sind, und daß man sich nicht verwundern muß, wenn alles ist, wie es ist.

Wie sich die Basilica des Palladio neben einem alten, mit ungleichen Fenstern übersäten, castellähnlichen

Gebäude ausnimmt, welches der Baumeister zusammt dem Thurm gewiß weg gedacht hat, ist nicht auszudrücken, und ich muß mich schon auf eine wunderliche Weise zusammenfassen: denn ich finde auch hier, leider gleich! das was ich fliehe und suche neben einander.

Den 20. September.

Gestern war Oper, sie dauerte bis nach Mitternacht, und ich sehnte mich zu ruhen. Die drei Sultaninnen und Die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zusammengeflickt ist. Die Musik hört sich bequem an, ist aber wahrscheinlich von einem Liebhaber, kein neuer Gedanke, der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen sind allerliebst. Das Hauptpaar tanzte eine Allemande, daß man nichts Zierlichers sehen konnte.

Das Theater ist neu, lieblich, schön, modestprächtig, alles uniform, wie es einer Provinzialstadt geziemt, jede Loge hat ihren übergeschlagenen gleichfarbigen Teppich, die des Capitan Grande ist nur durch einen etwas längern Überhang ausgezeichnet.

Die erste Sängerin, vom ganzen Volke sehr begünstigt, wird, wie sie auftritt, entsetzlich beklatscht, und die Vögel stellen sich vor Freuden ganz ungebärdig, wenn sie etwas recht gut macht, welches sehr oft geschieht. Es ist ein natürlich Wesen, hübsche Figur, schöne Stimme, ein gefällig Gesicht und von

einem recht honneten Anſtand; in den Armen könnte ſie etwas mehr Grazie haben. Indeſſen komme ich denn doch nicht wieder, ich fühle, daß ich zum Vogel verdorben bin.

Den 21. September.

Heute beſuchte ich Doctor Turra; wohl fünf Jahre hat er ſich mit Leidenſchaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der italiäniſchen Flora geſammelt, unter dem vorigen Biſchof einen botaniſchen Garten eingerichtet. Das iſt aber alles hin. Mediciniſche Praxis vertrieb die Naturgeſchichte, das Herbarium wird von Würmern geſpeiſ't, der Biſchof iſt todt und der botaniſche Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doctor Turra iſt ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Beſcheidenheit ſeine Geſchichte und ſprach überhaupt ſehr beſtimmt und gefällig, hatte aber nicht Luſt ſeine Schränke aufzuthun, die vielleicht in keinem präſentablen Zuſtande ſein mochten. Der Discurs kam bald in's Stocken.

Den 21. September Abends.

Ich ging zum alten Baumeiſter Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat und ein wackerer leidenſchaftlicher Künſtler iſt. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den

Gebäuden des Palladio ist eins, für das ich immer eine besondere Vorliebe hatte, es soll seine eigne Wohnung gewesen sein; aber in der Nähe ist es weit mehr, als man im Bilde sieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeister sich einen Palast errichtet habe. Es ist das bescheidenste Haus von der Welt, hat nur zwei Fenster, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenster vertrüge, abgesondert sind. Wollte man es zum Gemählde nachbilden, so daß die Nachbarhäuser mit vorgestellt würden, so wäre auch das vergnüglich anzusehen, wie es zwischen sie eingeschaltet ist. Das hätte Canalett mahlen sollen.

Heute besuchte ich das eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs korinthischen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum, den die Treppen und Vorhallen einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst: denn jede einzelne Seite würde als Ansicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar aber nicht wöhnlich nennen. Der Saal

iſt von der ſchönſten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfniſſen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden ſie kaum hinreichen. Dafür ſieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, ſich auf das herrlichſte darſtellen. Die Mannichfaltigkeit iſt groß, in der ſich ſeine Hauptmaſſe zugleich mit den vorſpringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Abſicht des Beſitzers iſt vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein ſinnliches Denkmal ſeines Vermögens hinterlaſſen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Puncten der Gegend in ſeiner Herrlichkeit geſehen wird, ſo iſt die Ausſicht von daher gleichfalls die angenehmſte. Man ſieht den Bachiglione fließen, Schiffe von Verona herab gegen die Brenta führend, dabei überſchaut man die weiten Beſitzungen, welche Marcheſe Capra unzertrennt bei ſeiner Familie erhalten wollte. Die Inſchriften der vier Giebelſeiten, die zuſammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogenitorae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß beſonders iſt ſeltſam genug: ein Mann, dem ſo viel Vermögen und Wille zu Gebote ſtand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müſſe. Das kann man mit geringerm Aufwand lernen.

Den 22. September.

Heute Abend war ich in einer Verſammlung, welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es erhält noch ein bißchen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anſtändig erleuchtet, der Capitan und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publicum von gebildeten Perſonen, viele Geiſtliche, zuſammen ungefähr fünfhundert.

Die von dem Präſidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage war: ob Erfindung oder Nachahmung den ſchönen Künſten mehr Vortheil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug: denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, ſo läßt ſich hundert Jahre hinüber und herüber ſprechen. Auch haben ſich die Herren Akademiker dieſer Gelegenheit weidlich bedient und in Proſa und Verſen mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann iſt es das lebendigſte Publicum. Die Zuhörer riefen Bravo, klatſchten und lachten. Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſön-

lich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß: jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann.

Es läßt ſich denken, daß Palladio auch dießmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede ſein. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteſte gefordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall zu ſagen: die andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceſchini loben, den großen Seidenfabricanten. Nun fing er an zu zeigen, was die Nachahmung der Lyoner und Florentiner Stoffe dieſem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge: daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben ſei. Und dieß geſchah mit ſo gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Überhaupt fanden die, welche für die Nachahmung ſprachen, mehr Beifall, denn ſie ſagten lauter Dinge, wie ſie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publicum mit großem Händeklatſchen einem recht groben Sophism ſeinen herzlichen Beifall, da es viele gute, ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut mich ſehr, auch dieſes erlebt zu haben, und dann iſt es höchſt erquickend, den Palladio nach ſo viel Zeit immer noch als Polarſtern und Muſterbild von ſeinen Mitbürgern verehrt zu ſehen.

Den 22. September.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Riſſe aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern ſein möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan ein friſches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwiſchengebirg hinter ſich. Vom Gebäude her, neben der ſchnurgeraden Chauſſee, fließt zu beiden Seiten lebendiges Waſſer dem Kommenden entgegen und wäſſert die weiten Reisfelder, durch die man fährt.

Ich habe nun erſt die zwei italiäniſchen Städte geſehen und mit wenig Menſchen geſprochen, aber ich kenne meine Italiäner ſchon gut. Sie ſind wie Hofleute, die ſich für's erſte Volk in der Welt halten und bei gewiſſen Vortheilen, die man ihnen nicht läugnen kann, ſich's ungeſtraft und bequem einbilden können. Mir erſcheinen die Italiäner als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute ſehen, wie ich ſie jetzt ſehe und ſehen kann, da ich ihnen immer ausgeſetzt bin und mich ihnen immer ausſetze. Und was das für Figuren und Geſichter ſind!

Beſonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie ſehen einen nicht an, man mag machen was man

will; wendet man ſich jedoch an ſie, dann ſind ſie geſprächig und anmuthig, beſonders wollen mir die Frauen ſehr gefallen. Die Veroneſerinnen will ich nicht ſchelten, ſie haben eine gute Bildung und entſchiedene Profile; aber meiſtens bleich, und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der ſchönen Tracht auch etwas Reizendes ſucht. Hier aber finde ich gar hübſche Weſen, beſonders eine ſchwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Intereſſe einflößt. Es gibt auch noch eine blonde, die mir aber nicht ſo behagen will.

Padua, den 26. September Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herübergefahren, auf ein einſitziges Chaiſchen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Exiſtenz gepackt. Man fährt ſonſt bequem in vierthalb Stunden, da ich aber den köſtlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, ſo war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter ſeiner Schuldigkeit zurück blieb. Man fährt in der fruchtbarſten Ebene immer ſüdoſtwärts, zwiſchen Hecken und Bäumen, ohne weitere Ausſicht, bis man endlich die ſchönen Gebirge, von Norden gegen Süden ſtreichend, zur rechten Hand ſieht. Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, iſt unbeſchreiblich. Kürbiſſe beſchweren die Dächer, und die wunderlichſten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Observatorium auf's klärste überschauen. Gegen Norden Tyroler Gebirge, beschneit, in Wolken halb versteckt, an die sich in Nordwest die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die näheren Gebirge von Este, deren Gestalten und Vertiefungen man deutlich sehen kann. Gegen Südost ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont sah ich ganz deutlich den Marcusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua, den 27. September.

Endlich habe ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Originalausgabe, die ich in Vicenza gesehen, deren Tafeln in Holz geschnitten sind, aber eine genaue Copie, ja ein Facsimile in Kupfer, veranstaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen englischen Consul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern lassen, daß sie von langeher das Gute zu schätzen wußten, und daß sie eine grandiose Art haben es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieses Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Ansehen hat. Alle Bücher stehen geheftet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Gesellschaft. Was

von Weltgeiſtlichen, Edelleuten, Künſtlern einigermaßen mit der Literatur verwandt iſt, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, ſchlägt nach, lieſ't und unterhält ſich, wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beiſammen, welche ſämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerkſam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch ſuchte, rühmten ſie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Copie, ſie waren mit dem Werke ſelbſt und dem Verdienſt des Verfaſſers ſehr wohl bekannt. Da ſie mich für einen Architekten hielten, lobten ſie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieſes Meiſters ſchritte, er leiſte zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv ſelbſt, denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich ſtudirt und es unſern Bedürfniſſen näher zu führen geſucht. Ich unterhielt mich lange mit dieſen freundlichen Männern, erfuhr noch einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, ſo findet ſich auch wohl darin ein Platz, wo man vernünftige Menſchen aufſtellen kann. Die Büſte des Cardinals Bembo ſteht zwiſchen joniſchen Säulen, ein ſchönes, wenn ich ſo ſagen ſoll, mit Gewalt in ſich gezogenes Geſicht und ein mächtiger Bart; die Inſchrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam curavit

ut cujus ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Univerſitätsgebäude hat mich mit aller ſeiner Würde erſchreckt. Es iſt mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine ſolche Schulenge denkt man ſich nicht, ob man gleich als Studioſus deutſcher Akademien auf den Hörbänken auch manches leiden müſſen. Beſonders iſt das anatomiſche Theater ein Muſter, wie man Schüler zuſammen preſſen ſoll. In einem ſpitzen hohen Trichter ſind die Zuhörer über einander geſchichtet. Sie ſehen ſteil herunter auf den engen Boden, wo der Tiſch ſteht, auf den kein Licht fällt, deßhalb der Lehrer bei Lampenſchein demonſtriren muß. Der botaniſche Garten iſt deſto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn ſie an Mauern oder nicht weit davon geſetzt ſind. Man überbaut alsdann das Ganze zu Ende des Octobers und heizt die wenigen Monate. Es iſt erfreuend und belehrend, unter einer Vegetation umherzugehen, die uns fremd iſt. Bei gewohnten Pflanzen, ſo wie bei andern längſt bekannten Gegenſtänden, denken wir zuletzt gar nichts, und was iſt Beſchauen ohne Denken? Hier in dieſer neu mir entgegen tretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man ſich alle Pflanzengeſtalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geſchlechter und Arten wahr-

haft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkürlich geschieht. Auf diesem Puncte bin ich in meiner botanischen Philosophie stecken geblieben und ich sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieses Geschäfts scheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, ist ein sehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Juni gehalten wird. Hölzerne Buden in seiner Mitte geben freilich nicht das vortheilhafteste Ansehn, die Einwohner aber versichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein wie die zu Verona sehen werde. Hiezu gibt freilich schon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen sehr schönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval ist ringsum mit Statuen besetzt, alle berühmten Männer vorstellend, welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimischen und Fremden ist erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildsäule von bestimmter Größe zu errichten, sobald das Verdienst der Person und der akademische Aufenthalt zu Padua bewiesen ist.

Um das Oval umher geht ein Wassergraben. Auf den vier Brücken, die hinaufführen, stehen Päpste und Dogen colossal, die Übrigen, kleiner, sind von Zünften, Particuliers und Fremden gesetzt. Der König von Schweden ließ Gustav Adolphen hinstellen, weil man sagt, derselbe habe einmal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken

Petrarchs und Galilei's. Die Statuen ſind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, ſämmtlich im Coſtüm ihrer Zeit und Würden. Die Inſchriften ſind auch zu loben. Es findet ſich nichts Abgeſchmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Univerſität wäre der Gedanke ſehr glücklich geweſen, auf dieſer iſt er am glücklichſten, weil es ſehr wohlthut, eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu ſehen. Es kann ein recht ſchöner Platz werden, wenn ſie die hölzerne Fiera wegſchaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan ſein ſoll.

In dem Verſammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderſchaft ſind ältere Bilder, welche an die alten Deutſchen erinnern, dabei auch einige von Tizian, wo ſchon der große Fortſchritt merklich iſt, den über den Alpen niemand für ſich gethan hat. Gleich darauf ſah ich einiges von den neuſten. Dieſe Künſtler haben, da ſie das hohe Ernſte nicht mehr erreichen konnten, das Humoriſtiſche ſehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes von Piazetta iſt, wenn man des Meiſters Manier zugibt, in dieſem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor ſich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er ſieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihn hinten gebunden hält, biegt ſich an der Seite herum und ſieht ihm in's Geſicht, als wenn er über

die Gelassenheit erstaunte, womit der Mann sich hingibt. In der Höhe steht ein anderer, der den Streich vollführen soll, hat aber das Schwert nicht, sondern macht nur mit den Händen die Gebärde, wie einer der den Streich zum voraus versuchen will. Das Schwert zieht unten ein dritter aus der Scheide. Der Gedanke ist glücklich, wenn auch nicht groß, die Composition frappant und von der besten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemählde von Mantegna gesehen, einem der älteren Mahler, vor denen ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine scharfe sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effectlügenden, bloß zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden Mahler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genies, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die Kunst nach der barbarischen Zeit.

Der Audienzsaal des Rathhauses, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerste abgeschlossene Gefäß, das man sich nicht vorstellen, auch nicht einmal in der nächsten Erinnerung zurück-

rufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt sind diese Menschen im Freien zu leben, daß die Baumeister einen Marktplatz zu überwölben fanden. Und es ist keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung gibt. Es ist ein abgeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternhimmel. Dieser reißt uns aus uns selbst hinaus, jener drängt uns, auf die gelindeste Weise, in uns selbst zurück.

So verweil' ich auch gern in der Kirche der heiligen Justine. Diese vierhundert fünf und achtzig Fuß lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut Abend setzt' ich mich in einen Winkel und hatte meine stille Betrachtung; da fühlt' ich mich recht allein, denn kein Mensch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier gesucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt, morgen früh geht es zu Wasser auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun ist's wieder ausgehellt, und ich hoffe die Lagunen und die dem Meer vermählte Herrscherin bei schöner Tageszeit zu erblicken und aus ihrem Schoß meine Freunde zu begrüßen.

Venedig.

So ſtand es denn im Buche des Schickſals auf meinem Blatte geſchrieben, daß ich 1786 den acht und zwanzigſten September, Abends, nach unſerer Uhr um Fünfe, Venedig zum erſtenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik betreten und beſuchen ſollte. So iſt denn auch, Gott ſei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich ſo oft, mich den Todfeind von Wortſchällen, geängſtiget hat.

Als die erſte Gondel an das Schiff anfuhr (es geſchieht, um Paſſagiere, welche Eil' haben, geſchwinder nach Venedig zu bringen), erinnerte ich mich eines frühen Kinderſpielzeuges, an das ich vielleicht ſeit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater beſaß ein ſchönes mitgebrachtes Gondelmodell; er hielt es ſehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit ſpielen durfte. Die erſten Schnäbel von blankem Eiſenblech, die ſchwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntſchaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Marcusplatze, und dieß iſt der größte

Vorzug des Quartiers; meine Fenſter gehen auf einen ſchmalen Canal zwiſchen hohen Häuſern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein ſchmales belebtes Gäßchen. So wohne ich, und ſo werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Packet für Deutſchland fertig iſt, und bis ich mich am Bilde dieſer Stadt ſatt geſehen habe. Die Einſamkeit, nach der ich oft ſo ſehnſuchtvoll geſeufzt, kann ich nun recht genießen, denn nirgends fühlt man ſich einſamer als im Gewimmel, wo man ſich allen ganz unbekannt durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur Ein Menſch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 28. September 1786.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten: die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in geſitteter Geſellſchaft, da die Italiäner ſich vor einander in Acht nehmen, iſt anſtändig und angenehm. Die Ufer ſind mit Gärten und Luſthäuſern geſchmückt, kleine Ortſchaften treten bis an's Waſſer, theilweiſe geht die belebte Landſtraße daran hin. Da man ſchleuſenweis den Fluß hinabſteigt, gibt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen kann, ſich auf dem Lande umzuſehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun ſteigt man wieder ein und bewegt ſich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu ſo viel abwechſelnden Bildern und Geſtalten geſellte ſich noch eine Erſcheinung, die, obgleich aus Deutſchland abſtammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwei Pilger nämlich, die erſten die ich in der Nähe ſah. Sie haben das Recht, mit dieſer öffentlichen Gelegenheit umſonſt weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Geſellſchaft ihre Nähe ſcheut, ſo ſitzen ſie nicht mit in dem bedeckten Raume, ſondern hinten bei dem Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit ſeltene Erſcheinung wurden ſie angeſtaunt, und, weil früher unter dieſer Hülle manch Geſindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutſche ſeien, keiner andern Sprache mächtig, geſellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß ſie aus dem Paderbornſchen herſtammten. Beides waren Männer ſchon über funfzig, von dunkler aber gutmüthiger Phyſiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen drei Könige zu Cöln beſucht, waren ſodann durch Deutſchland gezogen, und nun auf dem Wege, zuſammen bis Rom und ſodann in's obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Weſtphalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jakob zu Compoſtell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch ſahen ſie aufgeſchürzt viel beſſer aus, als wir ſie in langen Taffetkleidern auf unſern Redouten vorzuſtellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muſchel, als das unſchuldigſte Trinkgeſchirr, alles

hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen, die Blechkapsel enthielt ihre Pässe. Das Merkwürdigste aber waren ihre kleinen rothsaffianen Brieftaschen, in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geeignet sein mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann, höchst zufrieden, daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun; dadurch vernahm ich manches von ihren Ansichten, besonders aber von ihrer Reise. Sie beklagten sich bitterlich über ihre Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. Die Frömmigkeit, sagten sie, müsse eine sehr seltene Sache sein, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marschroute und die bischöflichen Pässe vorgezeigt, in katholischen Landen wie Landstreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenommen worden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, vorzüglich aber von seiner Frau, welche den einigermaßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung zutheilen dürfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja bei'm Abschiede habe sie ihnen einen Conventionsthaler geschenkt, der ihnen sehr zu statten gekommen, sobald sie das katholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der eine mit

aller Erhebung, deren er fähig war: Wir schließen diese Frau aber auch täglich in unser Gebet ein und bitten Gott, daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er sie, wenn auch spät, aufnehme in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Und so hoffen wir gewiß ihr dereinst im Paradies zu begegnen.

Von diesem allen erklärte ich was nöthig und nützlich war, auf der kleinen Steige sitzend, die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne und einigen andern Personen, die sich aus der Cajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht, denn der Italiäner liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zettel hervor, worauf zu sehen das Bild der heiligen drei Könige nebst lateinischen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menschen baten mich, die kleine Gesellschaft damit zu beschenken und ihr den hohen Werth dieser Blätter begreiflich zu machen. Dieses gelang mir auch ganz gut, denn als die beiden Männer sehr verlegen schienen, wie sie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger bestimmte Kloster ausfinden sollten, so versprach der gerührte Steuermann, wenn sie landeten, wollte er einem Burschen sogleich einen Dreier geben, damit er sie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, setzte er vertraulich hinzu, sie würden dort wenig Trost finden: die Anstalt, sehr groß angelegt,

um ich weiß nicht wie viel Pilger zu fassen, sei gegenwärtig ziemlich zusammen gegangen und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten waren wir die schöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit flüchtigem Blick beschauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umschwärmten mehrere Gondeln sogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf, ihm Gesellschaft zu leisten, damit wir geschwinder drinne wären und der Doganenqual entgingen. Einige, die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beseitigen, und so schwammen wir bei einem heitern Sonnenuntergang schnell unserm Ziel entgegen.

Den 29., Michaelistag Abends.

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beschreibung nicht umständlich sein will, ich sage nur, wie es mir entgegen kömmt. Was sich mir aber vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein nothwendiges unwillkürliches Dasein.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte sie, ihre Sicherheit in der unvortheil-

haftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward und sie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen enger und enger, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft wie Bäume, die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig, und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war, eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Übrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venezianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große, schlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Marcusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der dießseits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Über der Wasserfläche sieht man links die Insel St. Giorgio Maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten. Dieß sind mit wenigen Zügen die

Hauptgegenſtände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwiſchen den zwei Säulen des Marcusplatzes hervortreten. Die ſämmtlichen Aus- und Anſichten ſind ſo oft in Kupfer geſtochen, daß die Freunde davon ſich gar leicht einen anſchaulichen Begriff machen können.

Nach Tiſche eilte ich, mir erſt einen Eindruck des Ganzen zu verſichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, in's Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Canälen und Canälchen durchſchnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zuſammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es geſehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gaſſe mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe meſſen, in den engſten ſtößt man ſchon mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite ſtemmt; es gibt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto; ſie beſteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter iſt es eine große Anſicht, der Canal geſäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom feſten Lande herbeiführen und hier hauptſächlich anlegen und ausladen, dazwiſchen wimmelt es von Gondeln. Beſonders heute, als am Michaelisfeſte, gab es einen Anblick wunderſchön lebendig; doch um dieſen einigermaßen darzuſtellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Haupttheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch ist auch für mehrere Communication gesorgt, welche in offenen Barken an bestimmten Überfahrtspuncten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen sich viele zusammen übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke und begab mich an einen solchen Überfahrtspunct, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Insel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Marcusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des adriatischen Meeres, wie jeder Venezianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch so gehen? Alles was mich umgibt ist würdig, ein großes respectables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach aus-

füllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht gesunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig sein. Sie unterliegt der Zeit, wie alles was ein erscheinendes Dasein hat.

Den 30. September.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entferntesten Quartiere der Stadt. Die hiesigen Brücken sind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich suchte mich in und aus diesem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt sich wohl endlich, aber es ist ein unglaubliches Gehecke in einander, und meine Manier, sich recht sinnlich davon zu überzeugen, die beste. Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Wesen gemerkt; in jedem Quartiere sind sie anders beschaffen. Du lieber Gott! was doch der Mensch für ein armes gutes Thier ist!

Sehr viele Häuserchen stehen unmittelbar in den Canälen, doch gibt es hie und da schön gepflasterte Steindämme, auf denen man zwischen Wasser, Kirchen und Palästen gar angenehm hin und wider spaziert. Lustig und erfreulich ist der lange Steindamm, an

der nördlichen Seite, von welchem die Inſeln, beſonders Murano, das Venedig im Kleinen, geſchaut werden. Die Lagunen dazwiſchen ſind von vielen Gondeln belebt.

Den 30. September Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verſchaffte. Als ich ihn einigermaßen ſtudirt, beſtieg ich den Marcusthurm, wo ſich dem Auge ein einziges Schauſpiel darſtellt. Es war um Mittag und heller Sonnenſchein, daß ich ohne Perſpectiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem ſogenannten Lido wandte (es iſt ein ſchmaler Erdſtreif, der die Lagunen ſchließt), ſah ich zum erſtenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen ſelbſt liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo ſtoßen ſollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünſtiger Winde liegen bleiben. Die paduaniſchen und vicentiniſchen Berge und das Tyroler Gebirge ſchließen zwiſchen Abend und Mitternacht das Bild ganz trefflich ſchön.

Den 1. October.

Ich ging und beſah mir die Stadt in mancherlei Rückſichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich

meine Betrachtungen anſtellen mußte. Es iſt wohl eine Art von Polizei in dieſem Artikel, die Leute ſchieben den Kehrig in die Ecken, auch ſehe ich große Schiffe hin und wider fahren, die an manchen Orten ſtille liegen und das Kehrig mitnehmen, Leute von den Inſeln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es iſt in dieſen Anſtalten weder Folge noch Strenge, und deſto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da ſie ganz zur Reinlichkeit angelegt worden, ſo gut als irgend eine holländiſche.

Alle Straßen ſind geplattet, ſelbſt die entfernteſten Quartiere wenigſtens mit Backſteinen auf der hohen Kante ausgeſetzt, wo es nöthig, in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen, das Waſſer aufzufaſſen und in bedeckte Canäle zu leiten. Noch andere architektoniſche Vorrichtungen der erſten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Abſicht trefflicher Baumeiſter, Venedig zu der reinſten Stadt zu machen, wie ſie die ſonderbarſte iſt. Ich konnte nicht unterlaſſen, gleich im Spazierengehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen und einem Polizeivorſteher, dem es Ernſt wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Luſt, vor fremden Thüren zu kehren.

Den 2. October 1786.

Vor allem eilte ich in die Carita: ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Kloſtergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung

der reichen und gaſtfreien Alten darzuſtellen gedachte. Der ſowohl im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es iſt kaum der zehnte Theil ausgeführt; doch auch dieſer Theil ſeines himmliſchen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahre lang ſollte man in Betrachtung ſo eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommneres geſehen, und glaube, daß ich mich nicht irre. Denke man ſich aber auch den trefflichen Künſtler, mit dem innern Sinn für's Große und Gefällige geboren, der erſt mit unglaublicher Mühe ſich an den Alten heranbildet, um ſie alsdann durch ſich wieder herzuſtellen. Dieſer findet Gelegenheit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloſter, ſo vielen Mönchen zur Wohnung, ſo vielen Fremden zur Herberge beſtimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche ſtand ſchon, aus ihr tritt man in ein Atrium von korinthiſchen Säulen, man iſt entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacriſtei, an der andern ein Capitelzimmer, daneben die ſchönſte Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die ſteinernen Stufen in die Wand gemauert und ſo geſchichtet, daß eine die andere trägt; man wird nicht müde, ſie

auf- und abzuſteigen; wie ſchön ſie gerathen ſei, kann man daraus abnehmen, daß ſie Palladio ſelbſt für wohlgerathen angibt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude, das ihn umgeben ſollte, iſt leider nur die linke Seite aufgeführt, drei Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im erſten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenſtern. Doch dieſe Beſchreibung muß durch den Anblick der Riſſe geſtärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußſteine der Bogen ſind von gehauenem Stein, das Übrige alles, ich darf nicht ſagen von Backſteinen, ſondern von gebranntem Thon. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Karnies ſind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, alles theilweiſe gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zuſammengeſetzt. Es ſteht wie aus Einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man ſähe es reinlich abgerieben und gefärbt, es müßte ein himmliſcher Anblick ſein.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei ſo manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künſtler hatte nicht nur vorausgeſetzt, daß man das jetzige Kloſter abreißen, ſondern auch anſtoßende Nachbarshäuſer kaufen werde, und da mögen Geld und Luſt ausgegangen ſein. Du liebes Schickſal, das du ſo manche

Dummheit begünſtigt und verewigt haſt, warum ließeſt du dieſes Werk nicht zu Stande kommen!

Den 3. October.

Die Kirche Il Redentore, ein ſchönes großes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger als die von St. Giorgio. Dieſe mehrmals in Kupfer geſtochenen Werke müßte man vor ſich ſehen, um das Geſagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Exiſtenz der Alten durchdrungen und fühlte die Kleinheit und Enge ſeiner Zeit, wie ein großer Menſch, der ſich nicht hingeben, ſondern das Übrige ſo viel als möglich nach ſeinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung ſeines Buches ſchließe, daß man bei chriſtlichen Kirchen nach der Form der alten Baſiliken zu bauen fortfahre, er ſuchte deßhalb ſeine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entſtanden gewiſſe Unſchicklichkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich beſeitigt, bei St. Giorgio aber zu auffallend erſcheinen. Volkmann ſagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig iſt Il Redentore gleichfalls köſtlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Niſchen, die mit Statuen ausgefüllt werden ſollten, prangen mit flachen, ausgeſchnittenen, gemahlten Bretfiguren.

Den 3. October.

Dem heiligen Franciscus zu Ehren hatten die Patres Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt; man ſah nichts von Stein als die korinthiſchen Capitäle; alles Übrige ſchien mit einer geſchmackvollen prächtigen Stickerei, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar ſo artig, als man nur etwas zu ſehen wünſchte. Beſonders wunderte ich mich über die breiten goldgeſtickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübſchen Betrug. Alles was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach ſchönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angeſtrichen, und das ſo mannichfaltig und geſchmackvoll, daß dieſer Spaß, deſſen Material gar nichts werth war, und der wahrſcheinlich im Kloſter ſelbſt ausgeführt wurde, mehrere tauſend Thaler müßte gekoſtet haben, wenn er echt hätte ſein ſollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angeſicht des Waſſers, bemerkte ich ſchon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im venezianiſchen Dialect Geſchichten erzählte; ich kann leider nichts davon verſtehen, es lacht aber kein Menſch, nur ſelten lächelt das Auditorium, das meiſt aus der ganz niedern Claſſe beſteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lächerliches in ſeiner

Art, vielmehr etwas ſehr Geſetztes, zugleich eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit und Präciſion, welche auf Kunſt und Nachdenken hinwieſen, in ſeinen Gebärden.

Den 3. October.

Den Plan in der Hand ſuchte ich mich durch die wunderlichſten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier iſt das Conſervatorium, welches gegenwärtig den meiſten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Muſik ſehr ſchön, und herrliche Stimmen. Ein Alt ſang den König Saul, die Hauptperſon des Gedichtes. Von einer ſolchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Muſik waren unendlich ſchön, der Text vollkommen ſingbar, ſo italiäniſch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Muſik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß geweſen, wenn nicht der vermaledeite Capellmeiſter den Tact mit einer Rolle Noten wider das Gitter, und ſo unverſchämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, ſein Klatſchen war ganz unnöthig und zerſtörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine ſchöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde

Schall hebt alle Harmonie auf. Das iſt nun ein Muſiker und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man ſeine Gegenwart durch eine Unſchicklichkeit vernehmen ſoll, da es beſſer wäre, er ließe ſeinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzoſen haben es an der Art, den Italiänern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publicum ſcheint daran gewöhnt. Es iſt nicht das einzigemal, daß es ſich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Den 3. October.

Geſtern Abend Oper zu St. Moſes (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche, der ſie am nächſten liegen); nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Muſik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine ſolche Darſtellung auf den höchſten Punct treiben kann. Man konnte von keinem Theil ſagen, er ſei ſchlecht; aber nur die zwei Frauen ließen ſich's angelegen ſein, nicht ſowohl gut zu agiren, als ſich zu produciren und zu gefallen. Das iſt denn immer etwas. Es ſind zwei ſchöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Perſönchen. Unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Luſt, dem Publicum etwas aufzuheften, ſo wie keine entſchieden glänzende Stimme.

Das Ballett, von elender Erfindung, ward im Ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und

Springerinnen jedoch, welche letztere ſich es zur Pflicht rechneten, die Zuſchauer mit jedem ſchönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatſcht.

Den 3. October.

Heute dagegen ſah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Palaſt hörte ich eine Rechtsſache öffentlich verhandeln; ſie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war alles, was ein übertriebener Buffo nur ſein ſollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorſpringendes Profil, eine Stimme wie Erz, und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefſtem Grunde des Herzens Ernſt wäre, was er ſagte. Ich nenne dieß eine Komödie, weil alles wahrſcheinlich ſchon fertig iſt, wenn dieſe öffentliche Darſtellung geſchieht; die Richter wiſſen, was ſie ſprechen ſollen, und die Partei weiß, was ſie zu erwarten hat. Indeſſen gefällt mir dieſe Art unendlich beſſer als unſere Stuben- und Canzleihockereien. Und nun von den Umſtänden, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich ſuchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Palaſtes ſaßen an der einen Seite die Richter im Halbcirkel. Gegen ihnen über, auf einem Katheder, der mehrere Perſonen neben einander faſſen konnte, die Advocaten beider Parteien, unmittelbar vor demſelben, auf einer Bank, Kläger

und Beklagte in eigner Perſon. Der Advocat des Klägers war von dem Katheder herabgeſtiegen, denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers beſtimmt. Die ſämmtlichen Documente für und wider, obgleich ſchon gedruckt, ſollten verleſen werden.

Ein hagerer Schreiber, in ſchwarzem kümmerlichem Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete ſich die Pflicht des Leſenden zu erfüllen. Von Zuſchauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage ſelbſt, ſo wie die Perſonen, welche ſie betraf, mußten den Venezianern höchſt bedeutend ſcheinen.

Fideicommiſſe haben in dieſem Staat die entſchiedenſte Gunſt, ein Beſitzthum, welchem einmal dieſer Charakter aufgeprägt iſt, behält ihn für ewige Zeiten, es mag durch irgend eine Wendung oder Umſtand vor mehrern hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen ſein, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der erſten Familie Recht, und die Güter müſſen heraus gegeben werden.

Dießmal war der Streit höchſt wichtig, denn die Klage ging gegen den Dogen ſelbſt, oder vielmehr gegen ſeine Gemahlin, welche denn auch in Perſon auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt, in ihren Zendal gehüllt daſaß. Eine Dame von gewiſſem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Geſicht, auf welchem ernſte, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu ſehen waren.

Die Venezianer bildeten ſich viel darauf ein, daß die Fürſtin, in ihrem eignen Palaſt, vor dem Gericht und ihnen erſcheinen müſſe.

Der Schreiber fing zu leſen an, und nun ward mir erſt deutlich, was ein im Angeſicht der Richter, unfern des Katheders der Advocaten, hinter einem kleinen Tiſche, auf einem niedern Schemel ſitzendes Männchen, beſonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor ſich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber lieſ't, ſo lange läuft die Zeit nicht, dem Advocaten aber, wenn er dabei ſprechen will, iſt nur im Ganzen eine gewiſſe Friſt gegönnt. Der Schreiber lieſ't, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, ſo ſteht auch die Uhr ſchon in der Höhe, die ſich ſogleich niederſenkt, ſobald er ſchweigt. Hier iſt nun die große Kunſt, in den Fluß der Vorleſung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerkſamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er iſt genöthigt, den horizontalen und verticalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern, er befindet ſich im Fall der böſen Geiſter im Puppenſpiel, die auf das ſchnell wechſelnde Verlicke! Verlocke! des muthwilligen Hanswurſts nicht wiſſen, wie ſie gehen oder kommen ſollen.

Wer in Canzleien hat collationiren hören, kann ſich eine Vorſtellung von dieſer Vorleſung machen,

ſchnell, eintönig, aber doch articulirt und deutlich genug. Der kunſtreiche Advocat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen, und das Publicum ergötzt ſich an ſeinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendſten unter denen, die ich verſtand. Der Vorleſer recitirte ſo eben ein Document, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Beſitzer über die fraglichen Güter disponirte. Der Advocat hieß ihn langſamer leſen, und als er die Worte deutlich ausſprach: ich ſchenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: „Was willſt du ſchenken? was vermachen? du armer ausgehungerter Teufel! gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch“, fuhr er fort, indem er ſich zu beſinnen ſchien, „war doch jener erlauchte Beſitzer in eben dem Fall, er wollte ſchenken, wollte vermachen, was ihm ſo wenig gehörte als dir“. Ein unendlich Gelächter ſchlug auf, doch ſogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleſer ſummte fort, machte dem Advocaten ein flämiſch Geſicht, doch das ſind alles verabredete Späße.

Den 4. October.

Geſtern war ich in der Komödie, Theater St. Lucas, die mir viel Freude gemacht hat; ich ſah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich ſind ſie nicht alle gleich; der Pantalon ſehr brav, die eine

Frau ſtark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauſpielerin, ſpricht excellent und weiß ſich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel Der Verſchlag behandelt iſt. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drei Stunden. Doch iſt auch hier das Volk wieder die Baſe, worauf dieß alles ruht, die Zuſchauer ſpielen mit, und die Menge verſchmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palaſt, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advocat und ſein Gegner, alles lebt und treibt und läßt ſich es angelegen ſein, ſpricht und betheuert, ſchreit und bietet aus, ſingt und ſpielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen ſie in's Theater und ſehen und hören das Leben ihres Tages, künſtlich zuſammengeſtellt, artiger aufgeſtutzt, mit Mährchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freun ſie ſich kindiſch, ſchreien wieder, klatſchen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht iſt immer alles ebendaſſelbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren ſehen als jene Masken, ſo wie es nur bei einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Übung erreicht werden kann.

Da ich das ſchreibe, machen ſie einen gewaltigen Lärm auf dem Canal, unter meinem Fenſter, und

Mitternacht iſt vorbei. Sie haben im Guten und Böſen immer etwas zuſammen.

Den 4. October.

Öffentliche Redner habe ich nun gehört: drei Kerle auf dem Platze und Uferſteindamme, jeden nach ſeiner Art Geſchichten erzählend, ſodann zwei Sachwalter, zwei Prediger, die Schauſpieler, worunter ich beſonders den Pantalon rühmen muß, alle dieſe haben etwas Gemeinſames, ſowohl weil ſie von ein und derſelben Nation ſind, die, ſtets öffentlich lebend, immer in leidenſchaftlichem Sprechen begriffen iſt, als auch weil ſie ſich unter einander nachahmen. Hiezu kommt noch eine entſchiedene Gebärdenſprache, mit welcher ſie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Geſinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Feſt des heiligen Franciscus war ich in ſeiner Kirche alle Vigne. Des Capuziners laute Stimme ward von dem Geſchrei der Verkäufer vor der Kirche, wie von einer Antiphone, begleitet; ich ſtand in der Kirchthüre zwiſchen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Den 5. October.

Heute früh war ich im Arſenal, mir immer intereſſant genug, da ich noch kein Seeweſen kenne und hier die untere Schule beſuchte: denn freilich ſieht es hier nach einer alten Familie aus, die ſich noch rührt,

obgleich die beſte Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber iſt. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige geſehen, und ein Schiff von vier und achtzig Kanonen, deſſen Gerippe fertig ſteht, beſtiegen.

Ein gleiches iſt vor ſechs Monaten an der Riva de' Schiavoni bis auf's Waſſer verbrannt, die Pulverkammer war nicht ſehr gefüllt, und da ſie ſprang, that es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuſer büßten ihre Scheiben ein.

Das ſchönſte Eichenholz, aus Iſtrien, habe ich verarbeiten ſehen, und dabei über den Wachsthum dieſes werthen Baumes meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Ich kann nicht genug ſagen, was meine ſauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Menſch zuletzt als Materialien braucht und in ſeinen Nutzen verwendet, mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künſtler und Handwerker zu erklären; ſo iſt mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Geſteins ein großer Vorſprung in der Kunſt.

Den 5. October.

Um mit Einem Worte den Begriff des Bucentaur auszuſprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt dieſe Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch ſeinen Glanz über ſeinen Urſprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künſtler ein echter Gegenſtand gegeben iſt, ſo kann er etwas Echtes leiſten. Hier war ihm aufgetragen, eine Galeere zu bilden, die werth wäre, die Häupter der Republik am feierlichſten Tage zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerherrſchaft zu tragen, und dieſe Aufgabe iſt fürtrefflich ausgeführt. Das Schiff iſt ganz Zierrath, alſo darf man nicht ſagen: mit Zierrath überladen, ganz vergoldetes Schnitzwerk, ſonſt zu keinem Gebrauch, eine wahre Monſtranz, um dem Volke ſeine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wiſſen wir doch: das Volk, wie es gern ſeine Hüte ſchmückt, will auch ſeine Obern prächtig und geputzt ſehen. Dieſes Prunkſchiff iſt ein rechtes Inventarienſtück, woran man ſehen kann, was die Venezianer waren und ſich zu ſein dünkten.

Den 5. October Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß dieſen Scherz gleich auf dem Papier befeſtigen. Das Stück war nicht ſchlimm, der Verfaſſer hatte alle tragiſchen Matadore zuſammengeſteckt und die Schauſpieler hatten gut ſpielen. Die meiſten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwei Väter, die ſich haſſen, Söhne und Töchter aus dieſen getrennten Familien, leidenſchaftlich über's Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheirathet. Es ging wild und grauſam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen

Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Väter ſich erſtachen, worauf, unter lebhaftem Händeklatſchen, der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatſchen heftiger, nun wurde fuora gerufen, und das ſo lange, bis ſich die zwei Hauptpaare bequemten, hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publicum war noch nicht befriedigt, es klatſchte fort und rief: I morti! Das dauerte ſo lange, bis die zwei Todten auch herauskamen und ſich bückten, da denn einige Stimmen riefen: Bravi i morti! Sie wurden durch Klatſchen lange feſtgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Dieſe Poſſe gewinnt für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bravi! das die Italiäner immer im Munde führen, ſo in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Todten mit dieſem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! ſo können wir Nordländer zu jeder Stunde ſagen, wenn wir im Finſtern ſcheiden, der Italiäner ſagt: Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht ſich ſcheiden, und da heißt es denn etwas ganz anderes. So unüberſetzlich ſind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchſten bis zum tiefſten Wort bezieht ſich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es ſei nun in Charakter, Geſinnungen oder Zuſtänden.

Den 6. October.

Die Tragödie geſtern hat mich manches gelehrt. Erſtlich habe ich gehört, wie die Italiäner ihre eilfſilbigen Jamben behandeln und declamiren, dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragiſchen Figuren verbunden hat. Das iſt das eigentliche Schauſpiel für dieſes Volk, denn es will auf eine crude Weiſe gerührt ſein, es nimmt keinen innigen zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut ſie nur, wenn der Held gut ſpricht, denn auf's Reden halten ſie viel, ſodann aber wollen ſie lachen oder etwas Albernes vornehmen.

Ihr Antheil am Schauſpiel iſt nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann ſeinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieſer ſeine eigne gegenüberſtehende Gemahlin umbringen ſollte, fing das Volk laut an, ſein Mißvergnügen über dieſe Zumuthung zu beweiſen, und es fehlte nicht viel, ſo wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte ſollte ſein Schwert zurücknehmen, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entſchloß ſich der bedrängte Sohn, trat in's Proſcenium und bat demüthig: ſie möchten ſich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunſch ablaufen. Künſtleriſch genommen aber war dieſe Situation nach den Umſtänden albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um ſein Gefühl.

Jetzt verſtehe ich beſſer die langen Reden und das viele hin und her Diſſertiren im griechiſchen Trauerſpiele. Die Athenienſer hörten noch lieber reden und verſtanden ſich noch beſſer darauf als die Italiäner; vor den Gerichtsſtellen, wo ſie den ganzen Tag lagen, lernten ſie ſchon etwas.

Den 6. October.

An den ausgeführten Werken Palladio's, beſonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köſtlichſten gefunden. Wenn ich nun ſo bei mir überlegte, in wie fern ich Recht oder Unrecht hätte gegen einen ſolchen außerordentlichen Mann, ſo war es, als ob er dabei ſtünde und mir ſagte: Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umſtänden nur auf dieſe Weiſe meiner höchſten Idee am nächſten kommen konnte.

Mir ſcheint, ſo viel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer ſchon beſtehenden Kirche, eines ältern Hauſes, wozu er Façaden errichten ſollte, nur überlegt: Wie gibſt du dieſen Räumen die größte Form? Im Einzelnen mußt du, wegen eintretenden Bedürfniſſes, etwas verrücken oder verpfuſchen, da oder dort wird eine Unſchicklichkeit entſtehen, aber das mag ſein, das Ganze wird einen hohen Stil haben und du wirſt dir zur Freude arbeiten.

Und so hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im Einzelnen zerknittern und verstümmeln mußte.

Der Flügel in der Carita dagegen muß uns deßhalb von so hohem Werthe sein, weil der Künstler freie Hand hatte und seinem Geist unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloster fertig geworden, so stünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommeneres Werk der Baukunst.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich seine Werke lese und dabei betrachte, wie er die Alten behandelt: denn er macht wenig Worte, sie sind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine rechte Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Den 6. October.

Gestern Abend sah ich Elektra von Crebillon auf dem Theater St. Crisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam, und wie es mir fürchterliche Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Acteurs sind übrigens brav und wissen das Publicum mit einzelnen Stellen abzuspeisen. Orest hat allein drei verschiedene Erzählungen, poetisch aufgestutzt, in Einer Scene. Elektra, ein hübsches Weibchen, von mittlerer Größe und Stärke und fast franzö-

fiſcher Lebhaftigkeit, einem guten Anſtand, ſpricht die Verſe ſchön, nur betrug ſie ſich von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indeſſen habe ich doch wieder gelernt. Der italiäniſche, immer eilffilbige Jambe, hat für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Sylbe durchaus kurz iſt und wider Willen des Declamators in die Höhe ſchlägt.

Den 6. October.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an dieſem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Juſtina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürſten und einen Theil des Adels bringen, ſeltſam gekleidete Schiffer ſich mit roth gemahlten Rudern bemühen, am Ufer die Geiſtlichkeit, die Brüderſchaften mit angezündeten, auf Stangen und tragbare ſilberne Leuchter geſteckten Kerzen ſtehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beſchlagene Brücken aus den Fahrzeugen an's Land geſtreckt werden, zuerſt die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen rothen der Senatoren ſich auf dem Pflaſter entfalten, zuletzt der Alte mit goldener phrygiſcher Mütze geſchmückt, im längſten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel ausſteigt, drei Diener ſich ſeiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor

deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und colorirt. Mir nordischem Flüchtling hat diese Ceremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzröckig sind, und wo die größte, die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht am Ort sein. Aber hierher gehören diese Schlepprócke, diese friedlichen Begehungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank sein mag, sich aber nur noch so, um der Würde willen, unter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geschlechts und ist gar hold und leutselig; die Kleidung steht sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchsichtig, auf dem weißesten klarsten Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili, in langen dunkelrothen Schleppkleidern, waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige vertrackte Gestalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperrücken wohl ziemten; vorgebaute Gesichter, weiches weißes Fleisch, ohne schwammig und widerwärtig auszusehen, vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst gewiß, Leichtigkeit des Daseins und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit.

Wie ſich alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderſchaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem ſie, Paar für Paar, das Weihwaſſer empfangen und ſich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Den 6. October.

Auf heute Abend hatte ich mir den famoſen Geſang der Schiffer beſtellt, die den Taſſo und Arioſt auf ihre eignen Melodien ſingen. Dieſes muß wirklich beſtellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenſchein beſtieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; ſie fingen ihr Lied an und ſangen abwechſelnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rouſſeau kennen, iſt eine Mittelart zwiſchen Choral und Recitativ, ſie behält immer denſelbigen Gang, ohne Tact zu haben; die Modulation iſt auch dieſelbige, nur verändern ſie nach dem Inhalt des Verſes, mit einer Art von Declamation ſowohl Ton als Maß; der Geiſt aber, das Leben davon, läßt ſich begreifen, wie folgt.

Auf welchem Wege ſich die Melodie gemacht hat, will ich nicht unterſuchen, genug ſie paßt gar trefflich für einen müßigen Menſchen, der ſich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, ſolchem Geſang unterſchiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk ſchätzt Stärke vor allem — ſitzt er am Ufer einer Inſel, eines Canals, auf einer Barke und läßt ſein Lied ſchallen, ſo weit er kann. Über den ſtillen Spiegel verbreitet ſich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte verſteht und mit dem folgenden Verſe antwortet; hierauf erwidert der erſte, und ſo iſt einer immer das Echo des andern. Der Geſang währt Nächte durch, unterhält ſie, ohne zu ermüden. Je ferner ſie alſo von einander ſind, deſto reizender kann das Lied werden: wenn der Hörer alsdann zwiſchen beiden ſteht, ſo iſt er am rechten Flecke.

Um dieſes mich vernehmen zu laſſen, ſtiegen ſie am Ufer der Giudecca aus, ſie theilten ſich am Canal hin, ich ging zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte, und mich demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Geſangs erſt aufgeſchloſſen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchſt ſonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es iſt darin etwas unglaublich, bis zu Thränen Rührendes. Ich ſchrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter ſagte: È singolare, come quel canto intenerisce, e molto piu quando è piu ben cantato. Er wünſchte, daß ich die Weiber vom Lido, beſonders die von Malamocco und Peleſtrina hören möchte, auch dieſe ſängen den Taſſo auf gleiche und ähnliche Melodien.

Er ſagte ferner: ſie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer auf's Fiſchen in's Meer ſind, ſich an's Ufer zu ſetzen und mit durchdringender Stimme Abends dieſe Geſänge erſchallen zu laſſen, bis ſie auch von Ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen und ſich ſo mit ihnen unterhalten. Iſt das nicht ſehr ſchön? und doch läßt ſich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an ſolchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menſchlich aber und wahr wird der Begriff dieſes Geſanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchſtaben wir uns ſonſt den Kopf zerbrochen haben. Geſang iſt es eines Einſamen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, Gleichgeſtimmter, höre und antworte.

Den 8. October.

Den Palaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von Paul Veroneſe. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexandern und Hephäſtion, die vorankniеende Mutter hält den letztern für den König, er lehnt es ab und deutet auf den Rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künſtler ſei in dieſem Palaſt gut aufgenommen und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemahlt und als Geſchenk zuſammengerollt unter das Bett geſchoben. Es verdient allerdings einen beſondern Urſprung zu haben, denn es gibt

einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meisters. Seine große Kunst, ohne einen allgemeinen Ton, der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunstreich vertheiltes Licht und Schatten und eben so weislich abwechselnde Localfarben die köstlichste Harmonie hervorzubringen, ist hier recht sichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und frisch, wie von gestern, vor uns steht: denn freilich, sobald ein Gemählde dieser Art gelitten hat, wird unser Genuß sogleich getrübt, ohne daß wir wissen, was die Ursache sei.

Wer mit dem Künstler wegen des Costüms rechten wollte, der dürfte sich nur sagen: es habe eine Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts gemahlt werden sollen, und so ist alles abgethan. Die Abstufung von der Mutter durch Gemahlin und Töchter ist höchst wahr und glücklich; die jüngste Prinzeß, ganz am Ende knieend, ist ein hübsches Mäuschen und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotziges Gesichtchen; ihre Lage scheint ihr gar nicht zu gefallen.

Zum 8. October.

Meine alte Gabe, die Welt mit Augen desjenigen Mahlers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eignen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venezianische Mahler alles klarer und

heiterer ſehn als andere Menſchen. Wir, die wir auf einem bald ſchmutzkothigen, bald ſtaubigen, farbloſen, die Widerſcheine verdüſternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen ſolchen Frohblick aus uns ſelbſt nicht entwickeln.

Als ich bei hohem Sonnenſchein durch die Lagunen fuhr und auf den Gondelrändern die Gondoliere, leicht ſchwebend, buntbekleidet, rudernd, betrachtete, wie ſie auf der hellgrünen Fläche ſich in der blauen Luft zeichneten, ſo ſah ich das beſte friſcheſte Bild der venezianiſchen Schule. Der Sonnenſchein hob die Localfarben blendend hervor, und die Schattenſeiten waren ſo licht, daß ſie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerſcheinen des meergrünen Waſſers. Alles war hell in hell gemahlt, ſo daß die ſchäumende Welle und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Tüpfchen auf's i zu ſetzen.

Tizian und Paul hatten dieſe Klarheit im höchſten Grade, und wo man ſie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder iſt aufgemahlt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Marcuskirche, nebſt ihren Seitenflächen, alles iſt bilderreich, alles bunte Figuren auf goldenem Grunde, alles muſiviſche Arbeit; einige ſind recht gut, andere gering, je nachdem die Meiſter waren, die den Carton verfertigten.

Es fiel mir recht auf's Herz, daß doch alles auf die erſte Erfindung ankommt, und daß dieſe das rechte

Maß, den wahren Geiſt habe, da man mit viereckigen Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die ſauberſte Weiſe, das Gute ſowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunſt, welche dem Alten ſeine Fußboden bereitete, dem Chriſten ſeine Kirchenhimmel wölbte, hat ſich jetzt auf Doſen und Armbänder verkrümelt. Dieſe Zeiten ſind ſchlechter, als man denkt.

Den 8. October.

In dem Hauſe Farſetti iſt eine koſtbare Sammlung von Abgüſſen der beſten Antiken. Ich ſchweige von denen, die ich von Mannheim her und ſonſt ſchon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntſchaften. Eine Kleopatra in coloſſaler Ruhe, die Aſpis um den Arm geſchlungen und in den Tod hinüber ſchlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngſte Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, ſodann einige Gladiatoren, ein in ſeinen Flügeln ruhender Genius, ſitzende und ſtehende Philoſophen.

Es ſind Werke, an denen ſich die Welt Jahrtauſende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künſtlers durch Gedanken zu erſchöpfen.

Viele bedeutende Büſten verſetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in dieſen Kenntniſſen zurück bin, doch es wird vorwärts gehen, wenigſtens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunſt und Leben geöffnet.

Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht ſo paradox, als wenn Jakob Böhme bei Erblickung einer zinnernen Schüſſel durch Einſtrahlung Jovis über das Univerſum erleuchtet wurde. Auch ſteht in dieſer Sammlung ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonins und der Fauſtina in Rom. Die vorſpringende Gegenwart dieſes herrlichen Architekturgebildes erinnerte mich an das Capitäl des Pantheon in Mannheim. Das iſt freilich etwas anderes als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, etwas anderes als unſere Tabakspfeifen-Säulen, ſpitze Thürmlein und Blumenzacken; dieſe bin ich nun, Gott ſei Dank, auf ewig los!

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwei ungeheure Löwen von weißem Marmor vor dem Thore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt — herrliche Gegenbilder, von lebendiger Mannichfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie alles umher klein machen, und daß man ſelbſt zu nichte würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhüben. Sie ſollen aus der beſten griechiſchen Zeit und vom Piräeus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſein.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefe ſtammen, in dem Tempel der heiligen Juſtina, der

Türkenbeſiegerin, eingemauert, aber leider durch Kirchſtühle einigermaßen verfinſtert. Der Küſter machte mich aufmerkſam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian ſeine unendlich ſchönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorſtellend, darnach geformt habe. Es ſind Genien, welche ſich mit Attributen der Götter ſchleppen, freilich ſo ſchön, daß es allen Begriff überſteigt.

Sodann betrachtete ich mit ganz eignem Gefühl die nackte coloſſale Statue des Marcus Agrippa, in dem Hofe eines Palaſtes; ein ſich ihm zur Seite heraufſchlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche heroiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcuskirche beſah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht, daß ſie fleckig ſind, theils einen ſchönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe ſieht und erfährt man, daß ſie ganz vergoldet waren, und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, ſondern abhauen wollten. Auch das iſt gut, ſo blieb wenigſtens die Geſtalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir ſonderbar ſcheint, iſt: daß ſie in der Nähe ſchwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirſche ausſehen.

Den 8. October.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiſte auf's Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen ſchließt und ſie vom Meere abſondert. Wir ſtiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein ſtarkes Geräuſch, es war das Meer, und ich ſah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es ſich zurückzog, es war um Mittag, Zeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen geſehen und bin auf der ſchönen Tenne, die es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünſcht, um der Muſcheln willen; ich habe, ſelbſt kindiſch, ihrer genug aufgeleſen; doch widme ich ſie zu einigem Gebrauch, ich möchte von der Feuchtigkeit des Tintenfiſches, die hier ſo häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beiderſeits in geweihtem Boden nicht ruhen ſollten. Ich fand das Grab des edlen Conſul Smith und ſeiner erſten Frauen; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio ſchuldig und dankte ihm auf ſeinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, ſondern halbverſchüttet iſt das Grab. Das Lido iſt immer nur wie eine Düne anzuſehen, der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall

angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer iſt doch ein großer Anblick! Ich will ſehen, in einem Fiſcherkahn eine Fahrt zu thun; die Gondeln wagen ſich nicht hinaus.

Den 8. October.

Am Meere habe ich auch verſchiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenſchaften näher kennen ließ, ſie ſind alle zugleich maſtig und ſtreng, ſaftig und zäh, und es iſt offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die ſalzige Luft ihnen dieſe Eigenſchaften gibt; ſie ſtrotzen von Säften wie Waſſerpflanzen, ſie ſind feſt und zäh wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Diſteln thun, ſind ſie gewaltig ſpitz und ſtark. Ich fand einen ſolchen Buſch Blätter, es ſchien mir unſer unſchuldiger Huflattich, hier aber mit ſcharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, ſo auch die Samenkapſeln, die Stiele, alles maſtig und fett. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum).

Der Fiſchmarkt und die unendlichen Seeproducte machen mir viel Vergnügen; ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklichen aufgehaſchten Meeresbewohner.

Den 9. October.

Ein köſtlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Peleſtrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue ſind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie ſind von gehauenen Steinen und ſollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor dieſem wilden Elemente ſchützen.

Die Lagunen ſind eine Wirkung der alten Natur. Erſt Ebbe, Fluth und Erde gegen einander arbeitend, dann das allmähliche Sinken des Urgewäſſers waren Urſache, daß am obern Ende des adriatiſchen Meeres ſich eine anſehnliche Sumpfſtrecke befindet, welche, von der Fluth beſucht, von der Ebbe zum Theil verlaſſen wird. Die Kunſt hat ſich der höchſten Stellen bemächtigt, und ſo liegt Venedig, von hundert Inſeln zuſammen gruppirt und von hunderten umgeben. Zugleich hat man mit unglaublicher Anſtrengung und Koſten tiefe Canäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe mit Kriegsſchiffen an die Hauptſtellen gelangen könne. Was Menſchenwitz und Fleiß vor Alters erſonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdſtreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Caſtell nämlich, und am entgegengeſetzten Ende, bei Chiozza.

Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zweimal herein, und die Ebbe bringt das Waſſer zweimal hinaus, immer durch denſelben Weg, in denſelben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern moraſtigen Stellen und läßt die erhöhteren wo nicht trocken, doch ſichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer ſich neue Wege ſuchte, die Erdzunge angriffe und nach Willkür hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Örtchen auf dem Lido, Peleſtrina, St. Peter und andere untergehen müßten, ſo würden auch jene Communicationscanäle ausgefüllt, und, indem das Waſſer alles durch einander ſchlemmte, das Lido zu Inſeln, die Inſeln, die jetzt dahinter liegen, zu Erdzungen verwandelt werden. Dieſes zu verhüten, müſſen ſie das Lido verwahren, was ſie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menſchen ſchon in Beſitz genommen, dem ſie ſchon zu einem gewiſſen Zweck Geſtalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächſ't, iſt es beſonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das Übrige geſchloſſen bleibt, es kann alſo doch nicht mit der größten Gewalt eindringen und muß ſich in einigen Stunden dem Geſetz der Ebbe unterwerfen und ſeine Wuth mindern.

Übrigens hat Venedig nichts zu beſorgen; die Langſamkeit, mit der das Meer abnimmt, gibt ihr Jahr-

tauſende Zeit, und ſie werden ſchon, den Canälen klug nachhelfend, ſich im Beſitz zu erhalten ſuchen.

Wenn ſie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches ſo nothwendig als leicht iſt, und wirklich auf die Folge von Jahrhunderten von großer Conſequenz. Nun iſt zwar bei großer Strafe verboten, nichts in die Canäle zu ſchütten, noch Kehrig hinein zu werfen; einem ſchnell einfallenden Regenguß aber iſt's nicht unterſagt, allen den in die Ecken geſchobnen Kehrig aufzurühren, in die Canäle zu ſchleppen, ja, was noch ſchlimmer iſt, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Waſſers beſtimmt ſind, und ſie dergeſtalt zu verſchlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr ſind, unter Waſſer zu ſtehen. Selbſt einige Abzüge auf dem kleinen Marcusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt ſind, habe ich verſtopft und voll Waſſer geſehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, iſt ein unleidlicher Koth, alles flucht und ſchimpft, man beſudelt bei'm Auf- und Abſteigen der Brücken die Mäntel, die Tabarros, womit man ſich ja das ganze Jahr ſchleppt, und da alles in Schuh und Strümpfen läuft, beſpritzt man ſich und ſchilt, denn man hat ſich nicht mit gemeinem, ſondern beizendem Koth beſudelt. Das Wetter wird wieder ſchön und kein Menſch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr iſt es geſagt: das Publicum beklagt ſich immer, daß es ſchlecht bedient ſei, und weiß es nicht anzufangen, beſſer bedient zu wer-

den. Hier, wenn der Souverän wollte, könnte alles gleich gethan sein.

Den 9. October.

Heute Abend ging ich auf den Marcusthurm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Fluth, von oben gesehen, wollt' ich sie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demuth schauen, und es ist nothwendig, diese beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es sieht sonderbar aus, ringsum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines großen grau-grünlichen Morastes, den schöne Canäle durchschneiden. Der sumpfige Theil ist mit Wasserpflanzen bewachsen und muß sich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Fluth beständig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe lassen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals an's Meer, dort habe ich heute die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse gesehen und mich herzlich darüber gefreut. Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie seiend! Wie viel nützt mir nicht mein bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich, es fortzusetzen! Doch

ich will, da es ſich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke beſtehen erſt aus einigen ſteilen Stufen, dann kommt eine ſacht anſteigende Fläche, ſodann wieder eine Stufe, abermals eine ſanft anſteigende Fläche, dann eine ſteile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Dieſe Stufen, dieſe Flächen hinan ſteigt nun das fluthende Meer, bis es in außerordentlichen Fällen endlich oben an der Mauer und deren Vorſprung zerſchellt.

Dem Meere folgen ſeine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einſchalige Patellen und was ſonſt noch beweglich iſt, beſonders die Taſchenkrebſe. Kaum aber haben dieſe Thiere an den glatten Mauern Beſitz genommen, ſo zieht ſich ſchon das Meer weichend und ſchwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht, woran es iſt, und hofft immer, die ſalzige Fluth ſoll wiederkehren; allein ſie bleibt aus, die Sonne ſticht und trocknet ſchnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieſer Gelegenheit ſuchen die Taſchenkrebſe ihren Raub. Wunderlicher und komiſcher kann man nichts ſehen, als die Gebärden dieſer aus einem runden Körper und zwei langen Scheeren beſtehenden Geſchöpfe: denn die übrigen Spinnenfüße ſind nicht bemerklich. Wie auf ſtelzenartigen Armen ſchreiten ſie einher, und ſobald eine Patelle ſich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren ſie zu, um die Scheere in den ſchmalen Raum

zwiſchen der Schale und dem Boden zu ſtecken, das Dach umzukehren und die Auſter zu verſchmauſen. Die Patelle zieht ſachte ihren Weg hin, ſaugt ſich aber gleich feſt an den Stein, ſobald ſie die Nähe des Feindes merkt. Dieſer gebärdet ſich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf dieſe Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erſte ſetzt ihren Zug ſachte fort. Ich habe nicht geſehen, daß irgend ein Taſchenkrebs zu ſeinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieſes Gewimmels ſtundenlang, wie ſie die beiden Flächen und die dazwiſchen liegenden Stufen hinabſchlichen, beobachtet habe.

Den 10. October.

Nun endlich kann ich denn auch ſagen, daß ich eine Komödie geſehen habe! Sie ſpielten heut auf dem Theater St. Lucas Le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu überſetzen wäre: Die Rauf- und Schreihändel von Chiozza. Die Handelnden ſind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schweſtern und Töchter. Das gewöhnliche Geſchrei dieſer Leute im Guten und Böſen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles iſt gar brav nachgeahmt. Das Stück iſt noch von Goldoni, und da ich

erſt geſtern in jener Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug' und Ohr widerſchien und widerklang, ſo machte es gar große Freude, und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verſtand, ſo konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks iſt folgender: Die Einwohnerinnen von Chiozza ſitzen auf der Rhede vor ihren Häuſern, ſpinnen, ſtricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich; ein junger Menſch geht vorüber und grüßt eine freundlicher als die übrigen, ſogleich fängt das Sticheln an, dieß hält nicht Maße, es ſchärft ſich und wächſ't bis zum Hohne, ſteigert ſich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere, eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun iſt Schelten, Schimpfen, Schreien auf einmal losgebunden, es fehlt nicht an entſchiedenen Beleidigungen, ſo daß die Gerichtsperſonen ſich einzumiſchen genöthigt ſind.

Im zweiten Act befindet man ſich in der Gerichtsſtube; der Actuarius an der Stelle des abweſenden Podeſta, der als Nobile nicht auf dem Theater hätte erſcheinen dürfen, der Actuarius alſo läßt die Frauen einzeln vorfordern; dieſes wird dadurch bedenklich, daß er ſelbſt in die erſte Liebhaberin verliebt iſt, und, ſehr glücklich ſie allein zu ſprechen, anſtatt ſie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Actuarius verliebt iſt, ſtürzt eiferſüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der erſten gleichfalls, die Übrigen folgen, neue Vorwürfe häufen ſich, und nun

iſt der Teufel in der Gerichtsſtube los wie vorher auf dem Haſenplatz.

Im dritten Act ſteigert ſich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen nothdürftigen Auflöſung. Der glücklichſte Gedanke jedoch iſt in einem Charakter ausgedrückt, der ſich folgendermaßen darſtellt.

Ein alter Schiffer, deſſen Gliedmaßen, beſonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart ſtockend geworden, tritt auf als Gegenſatz des beweglichen, ſchwätzenden, ſchreiſeligen Volkes, er nimmt immer erſt einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich was er gedacht herausſtößt. Weil ihm dieſes aber nur in kurzen Sätzen gelingt, ſo hat er ſich einen lakoniſchen Ernſt angewöhnt, dergeſtalt, daß alles, was er ſagt, ſprüchwörtlich oder ſententios klingt, wodurch denn das übrige wilde leidenſchaftliche Handeln gar ſchön in's Gleichgewicht geſetzt wird.

Aber auch ſo eine Luſt habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, ſich und die Seinigen ſo natürlich vorſtellen zu ſehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch geſtehen, daß die Schauſpieler es vortrefflich machten. Sie hatten ſich nach Anlage der Charaktere in die verſchiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erſte Actrice war allerliebſt, viel beſſer als neulich in Heldentracht

und Leidenſchaft. Die Frauen überhaupt, beſonders aber dieſe, ahmten Stimme, Gebärden und Weſen des Volks auf's anmuthigſte nach. Großes Lob verdient der Verfaſſer, der aus nichts den angenehmſten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar ſeinem eignen lebensluſtigen Volk. Es iſt durchaus mit einer geübten Hand geſchrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerſtreut iſt, habe ich die Smeraldina geſehen, eine kleine dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Mit ihr ſah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, beſonders in Mienen- und Händeſpiel trefflichen Schauſpieler. Dieſe Masken, die wir faſt nur als Mumien kennen, da ſie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl als Geſchöpfe dieſer Landſchaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und Stände haben ſich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man ſelbſt den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumläuft, ſo findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch ſchwarze Geſichter erſcheinen.

Den 11. October.

Und weil die Einſamkeit in einer ſo großen Menſchenmaſſe denn doch zuletzt nicht recht möglich ſein will, ſo bin ich mit einem alten Franzoſen zuſammen-

gekommen, der kein Italiäniſch kann, ſich wie verrathen und verkauft fühlt und, mit allen Empfehlungsſchreiben, doch nicht recht weiß, woran er iſt. Ein Mann von Stande, ſehr guter Lebensart, der aber nicht aus ſich heraus kann; er mag ſtark in den Funfzigen ſein und hat zu Hauſe einen ſiebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt, er reiſ't durch Italien bequem, aber geſchwind, um es doch einmal geſehen zu haben, und mag ſich gern im Vorbeigehen ſo viel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig ſprach, fragte er mich, wie lange ich hier ſei? und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erſtenmal, verſetzte er: Il paraît que vous n'avez pas perdu votre temps. Das iſt das erſte Teſtimonium meines Wohlverhaltens, das ich aufweiſen kann. Er iſt nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köſtlich, einen recht eingefleiſchten Verſailler in der Fremde zu ſehen. Der reiſ't nun auch! und ich betrachtete mit Erſtaunen, wie man reiſen kann, ohne etwas außer ſich gewahr zu werden, und er iſt in ſeiner Art ein recht gebildeter, wackrer, ordentlicher Mann.

Den 12. October.

Geſtern gaben ſie zu St. Lucas ein neues Stück: L'Inglicismo in Italia. Da viele Engländer in Italien

leben, ſo iſt es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die Italiäner dieſe reichen und ihnen ſo willkommenen Gäſte betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenſcenen, wie immer, das Übrige aber zu ſchwer und ernſtlich gemeint, und denn doch keine Spur von engliſchem Sinn, die gewöhnlichen italiäniſchen ſittlichen Gemeinſprüche, und auch nur auf das Gemeinſte gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punct ausgepfiffen zu werden; die Schauſpieler fühlten ſich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dieß das letzte Stück iſt, was ich hier ſehe, ſo ſcheint es, mein Enthuſiasmus für jene Nationalrepräſentation ſollte noch durch dieſe Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Acten inrotulirt und den Freunden zum Urtheilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich manches in dieſen Blättern, das ich näher beſtimmen, erweitern und verbeſſern könnte; es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köſtlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüber ſenden! Jawohl iſt dem Italiäner das ultramontane eine dunkle Vorſtellung, auch mir kommt das Jenſeits der

Alpen nun düſter vor; doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, dieſe Gegenden jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit ſind mächtige Feſſeln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeſchäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu ſchaffen. Die Baukunſt ſteigt, wie ein alter Geiſt, aus dem Grabe hervor, ſie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgeſtorbenen Sprache, ſtudiren, nicht um ſie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, ſondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeſchiedene Exiſtenz der vergangenen Zeitalter in einem ſtillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, ſo habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeſchafft; allein dieſer Foliante laſtet in meinem Gepäck, wie das Studium deſſelben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch ſeine Worte und Werke, durch ſeine Art und Weiſe des Denkens und Schaffens den Vitruv ſchon näher gebracht und verdolmetſcht, beſſer als die italiäniſche Überſetzung thun kann. Vitruv lieſ't ſich nicht ſo leicht, das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben und fordert ein kritiſches Studium. Deſſenungeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beſſer zu ſagen: ich leſe es wie ein Brevier, mehr aus Andacht als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein und gibt Raum zum Leſen und Schreiben.

Gott ſei Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftſtellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es ſagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute. Geſchah es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Herder ſpottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne, denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige lateiniſche Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie ſehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abſtruſen Allgemeinheiten nur ängſtlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'ſche Überſetzung der Satiren höchſt unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei geleſen, ſo war ich ſchon verrückt.

Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wär' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer ſolchen Reiſe war die Begierde, dieſe Gegenſtände mit Augen zu ſehen, in meinem Gemüth geſtiegen. Die hiſtoriſche Kenntniß förderte mich nicht, die Dinge ſtanden nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine undurchdringliche Mauer geſchieden. Es iſt mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erſtenmal ſähe, ſondern als ob ich ſie wiederſähe. Ich bin nur kurze Zeit in Vene-

dig und habe mir die hiesige Existenz genugsam zugeeignet und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig, den 14. October,
2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierseins: denn es geht sogleich mit dem Courierschiffe nach Ferrara. Ich verlasse Venedig gern: denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben, müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen; auch verläßt jedermann nun diese Stadt und sucht seine Gärten und Besitzungen auf dem festen Lande. Ich habe indeß gut aufgeladen und trage das reiche, sonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16. October, früh,
auf dem Schiffe.

Meine Reisegesellschaft, Männer und Frauen, ganz leibliche und natürliche Menschen, liegen noch alle schlafend in der Cajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünf und vierzigsten Grad wirklich eingetreten und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt' ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Sein. Die Fahrt bei herrlichem Wetter war sehr angenehm, die Aus- und Ansichten einfach, aber anmuthig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man sieht nur seine bebuschten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etsch, sah ich alberne Wasserbaue, die kindisch und schädlich sind wie die an der Saale.

Ferrara, den 16. Nachts.

Seit früh sieben Uhr, deutschen Zeigers, hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder weg zu gehen.

Zum erstenmal überfällt mich eine Art von Unluft in dieser großen und schönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof, hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen. Ariosts Grabmal enthält viel Marmor, schlecht ausgetheilt. Statt Tasso's Gefängniß zeigen sie einen Holzstall, oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden ist. Auch weiß im Hause kaum jemand mehr, was man will. Endlich besinnen sie sich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, wie Doctor Luthers Tintenklecks, den der Castellan von Zeit zu Zeit wieder auffrischt. Die meisten Reisenden haben doch etwas Handwerkspurschenartiges und sehen sich gern nach solchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürrisch geworden, so daß ich an einem schönen akademischen Institut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal gestiftet und bereichert, wenig Theil nahm, doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Mahlers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in seinem gewöhnlichen Wüstencostüme deutet heftig auf die Dame. Sie sieht ganz gelassen den neben ihr sitzenden Fürsten, und der Fürst still und klug den Enthusiasten an. Vor dem Könige steht ein Hund, weiß, mittelgroß, unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner

Bologneſer hervor, welche beide den Propheten anbellen. Mich dünkt, das iſt recht glücklich gedacht.

Cento, den 17. Abends.

In einer beſſern Stimmung als geſtern ſchreibe ich aus Guercins Vaterſtadt. Es iſt aber auch ein ganz anderer Zuſtand. Ein freundliches wohlgebautes Städtchen, von ungefähr fünf tauſend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unüberſehlich bebauten Plaine. Ich beſtieg nach meiner Gewohnheit ſogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelſpitzen, zwiſchen denen man in der Nähe kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit ſeinem eignen Feld umgeben. Köſtlicher Boden, ein mildes Klima. Es war ein Herbſtabend, wie wir unſerm Sommer ſelten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte ſich auf, die Wolken warfen ſich nord- und ſüdwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen ſchönen morgenden Tag.

Hier ſah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erſtenmal. Der Winter dauert hier nur December und Januar; ein regniger April, übrigens nach Beſchaffenheit der Jahreszeit gut Wetter. Nie anhaltender Regen; doch war dieſer September beſſer und wärmer als ihr Auguſt. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden, denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen ſchreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte ſeine Vaterſtadt, wie überhaupt die Italiäner dieſen Localpatriotismus im höchſten Sinne hegen und pflegen, aus welchem ſchönen Gefühl ſo viel köſtliche Anſtalten, ja die Menge Ortsheilige entſprungen ſind. Unter jenes Meiſters Leitung entſtand nun hier eine Mahlerakademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen ſich noch der Bürger freut, die es aber auch werth ſind.

Guercin iſt ein heiliger Name, und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferſtandenen Chriſtus vorſtellend, der ſeiner Mutter erſcheint. Vor ihm knieend, blickt ſie auf ihn mit unbeſchreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt ſeinen Leib, gleich unter der unſeligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat ſeine linke Hand um ihren Hals gelegt und biegt ſich, um ſie bequemer anzuſehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieſes gibt der Figur etwas, ich will nicht ſagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Deſſenungeachtet bleibt ſie unendlich angenehm. Der ſtilltraurige Blick, mit dem er ſie anſieht, iſt einzig, als wenn ihm die Erinnerung ſeiner und ihrer Leiden, durch die Auferſtehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele ſchwebte.

Strange hat das Bild geſtochen; ich wünſchte, daß meine Freunde wenigſtens dieſe Copie ſähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Bruſt, ſie zaudert ſcham-

haft, den Buſen zu entblößen. Natürlich, edel, köſtlich und ſchön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr ſtehenden und nach den Zuſchauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der katholiſchen Mythologie ſehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin iſt ein innerlich braver, männlich geſunder Mahler, ohne Rohheit. Vielmehr haben ſeine Sachen eine zarte moraliſche Grazie, eine ruhige Freiheit und Großheit, dabei etwas Eignes, daß man ſeine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung ſeines Pinſels ſetzt in Erſtaunen. Er bedient ſich beſonders ſchöner, in's Braunrothe gebrochener Farben zu ſeinen Gewändern. Dieſe harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenſtände der übrigen Bilder ſind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künſtler hat ſich gemartert und doch Erfindung und Pinſel, Geiſt und Hand verſchwendet und verloren. Mir iſt aber ſehr lieb und werth, daß ich auch dieſen ſchönen Kunſtkreis geſehen habe, obgleich ein ſolches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 18. October Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg und gelangte bald genug hieher. Ein flinker und wohl unterrichteter Lohnbediente, sobald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch so viel Paläste und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich gewesen war, und wer weiß, ob ich mich künftig bei diesen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein paar lichter Puncte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerst also die Cäcilia von Raphael! Es ist, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen sah: er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten, und ich möchte jetzt nichts darüber sagen, als daß es von ihm ist. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt und mit ein-

ander wetteifernd die Pyramide ſtufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen dieſen Vortheilen unterſtützt, von dem himmliſchen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufſetzte, über und neben dem kein anderer ſtehen kann.

Das hiſtoriſche Intereſſe wird beſonders rege, wenn man die Werke der ältern Meiſter betrachtet. Francesco Francia iſt ein gar reſpectabler Künſtler, Peter von Perugia ein ſo braver Mann, daß man ſagen möchte, eine ehrliche deutſche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt. In München habe ich ein paar Stücke von ihm geſehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er ſich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Accord macht, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf ſeiner niederländiſchen Reiſe gegen ſeine herrlichen Kunſtwerke, womit er ſein Glück zu machen hoffte, Papageien eintauſcht und, um das Trinkgeld zu ſparen, die Domeſtiken porträtirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir iſt ſo ein armer Narr von Künſtler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schickſal iſt, nur daß ich mir ein klein wenig beſſer zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieſer alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt, aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man faſt durch alle Straßen verbreitet ſieht, geſchützt vor Sonne und Witterung, hin- und herwandeln, gaffen, kaufen

und ihre Geſchäfte treiben kann. Ich beſtieg den Thurm und ergötzte mich an der freien Luft. Die Ausſicht iſt herrlich! Im Norden ſieht man die paduaniſchen Berge, ſodann die Schweizer-, Tyroler-, Friauler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, dießmal im Nebel. Gegen Weſten ein unbegränzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Oſten eine gleiche Ebene, bis an's adriatiſche Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachſen, mit Kirchen, Paläſten, Gartenhäuſern beſetzt, wie die vicentiniſchen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer verſicherte, daß nunmehro ſeit ſechs Jahren dieſer Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonſt habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häuſern und Capellen gar wohl entdecken können, jetzt, bei den hellſten Tagen, nur ſelten. Und dieſer Nebel lege ſich denn vorzüglich an die nördliche Kette und mache unſer liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die geſunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu ausſähen, und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen ſei. Man muß geſtehen, die Dächer ſind alle rein und ſchön, aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beitragen, wenigſtens in alten Zeiten hat man ſolche in dieſen Gegenden koſtbar gebrannt.

Der hängende Thurm ist ein abscheulicher Anblick, und doch höchst wahrscheinlich, daß er mit Fleiß so gebaut worden. Ich erkläre mir diese Thorheit folgendermaßen. In den Zeiten der städtischen Unruhen ward jedes große Gebäude zur Festung, aus der jede mächtige Familie einen Thurm erhob. Nach und nach wurde dieß zu einer Luft- und Ehrensache, jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die graden Thürme gar zu alltäglich waren, so baute man einen schiefen. Auch haben Architekt und Besitzer ihren Zweck erreicht, man sieht an den vielen graden schlanken Thürmen hin und sucht den krummen. Ich war nachher oben auf demselben. Die Backsteinschichten liegen horizontal. Mit gutem bindendem Kitt und eisernen Ankern kann man schon tolles Zeug machen.

Den 19. October Abends.

Meinen Tag habe ich bestmöglichst angewendet, um zu sehen und wiederzusehen, aber es geht mit der Kunst wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird sie. An diesem Himmel treten wieder neue Gestirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer spätern glücklichern Kunstzeit entsprungen; sie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wissen und Urtheil, welches mir abgeht und nur

nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einsicht sind die meist unsinnigen Gegenstände der Bilder, über die man toll wird, indem man sie verehren und lieben möchte.

Es ist, als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten, daraus entstanden mancherlei Ungeheuer. Indem der himmlische Sinn des Guido, sein Pinsel, der nur das Vollkommenste, was geschaut werden kann, hätte mahlen sollen, dich anzieht, so möchtest du gleich die Augen von den abscheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen wegkehren, und so geht es durchaus; man ist immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch von außen Erwartetes. Entweder Missethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Mahler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbei schleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractirt und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht eins, das man hätte mahlen sollen, und das eine hat der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido, in der Kirche der Mendicanti, ist alles was man mahlen, aber auch

alles was man Unſinniges beſtellen und dem Künſtler zumuthen kann. Es iſt ein Votivbild. Ich glaube, der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth wären, eine Pſyche in ihrem Unglück zu tröſten, müſſen hier —

Der heilige Proclus, eine ſchöne Figur; aber dann die andern, Biſchöfe und Pfaffen! Unten ſind himmliſche Kinder, die mit Attributen ſpielen. Der Mahler, dem das Meſſer an der Kehle ſaß, ſuchte ſich zu helfen, wie er konnte, er mühte ſich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar ſei. Zwei nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüſte, ein Sebaſtian, wie köſtlich gemahlt, und was ſagen ſie? der eine ſperrt das Maul auf, und der andere krümmt ſich.

Betrachte ich in dieſem Unmuth die Geſchichte, ſo möchte ich ſagen: der Glaube hat die Künſte wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen iſt Herr über ſie geworden, und hat ſie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tiſche etwas milder und weniger anmaßlich geſtimmt als heute früh, bemerkte ich Folgendes in meine Schreibtafel: Im Palaſt Tanari iſt ein berühmtes Bild von Guido, die ſäugende Maria vorſtellend, über Lebensgröße, der Kopf als wenn ihn ein Gott gemahlt hätte; unbeſchreiblich iſt der Ausdruck, mit welchem ſie auf den ſäugenden Knaben herunterſieht. Mir ſcheint es eine ſtille tiefe Duldung,

nicht als wenn sie ein Kind der Liebe und Freude, sondern ein untergeschobenes himmlisches Wechselkind nur so an sich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders ist, und sie in tiefster Demuth gar nicht begreift, wie sie dazu kommt. Der übrige Raum ist durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höchlich preisen; ich wußte nicht recht, was ich daraus machen sollte. Auch sind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellsten.

Unerachtet der Verwirrung, in der ich mich befinde, fühle ich doch schon, daß Übung, Bekanntschaft und Neigung mir schon in diesen Irrgärten zu Hülfe kommen. So sprach mich eine Beschneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann schon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute mich an der Ausführung. Gemahlt was man sich denken kann, alles daran respectabel und vollendet, als wenn's Emaille wäre.

Und so geht mir's denn wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte, und dieß würde noch öfter der Fall sein, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein kostbares, ob-

gleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiſt meine Iphigenie vorleſen, und meine Heldin nichts ſagen laſſen, was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſüßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen, daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurch zieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortſetzen, aber was geſchah: der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich ſei es hier verzeichnet:

Elektra, in gewiſſer Hoffnung, daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grauſame Axt, die ſo viel Unheil in Pelops Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen und erzählt, wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Elektra kennt ſich ſelbſt nicht und weiß nicht, ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll.

Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Elektrens irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Übel von den Geschwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer solchen Überfüllung des Guten und Wünschenswerthen geängstigt fühle, so muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr sein, bedeutend genug schien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß daselbst die schönsten Fasanen zu haben seien. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig, getödtet, herbeibrachten. Es waren wohl Fasanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange, farbig beaugte Schweife, wie von

Pfauen oder ſeltenen Paradiesvögeln. Dieſe brachte man mir ſchockweiſe in's Schiff, legte ſie mit den Köpfen nach innen, ſo zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federſchweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichſten Schober bildeten, den man ſich denken kann, und zwar ſo reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchſchnitten wir die ruhige Fluth und ich nannte mir indeſſen ſchon die Freunde, denen ich von dieſen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwiſchen ungeheuer bemaſteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck ſtieg, um meinem kleinen Kahn einen ſichern Landungsplatz zu ſuchen.

An ſolchen Wahnbildern ergötzen wir uns, die, weil ſie aus uns ſelbſt entſpringen, wohl Analogie mit unſerm übrigen Leben und Schickſalen haben müſſen.

Nun war ich auch in der berühmten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, das Inſtitut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, beſonders der innere Hof, ſieht ernſthaft genug aus, obgleich nicht von der beſten Baukunſt. Auf den Treppen und Corridors fehlt es nicht an Stucco- und Frescozierden; alles iſt anſtändig und würdig, und über die mannichfaltigen ſchönen und wiſſenswerthen Dinge, die hier zuſammengebracht worden, erſtaunt man billig, doch will es

einem Deutſchen dabei nicht wohl zu Muthe werden, der eine freiere Studienweiſe gewohnt iſt.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß ſich der Menſch, im Gange der alles verändernden Zeit, ſo ſchwer los macht von dem, was eine Sache zuerſt geweſen, wenn ihre Beſtimmung in der Folge ſich auch verändert. Die chriſtlichen Kirchen halten noch immer an der Baſilikenform, wenn gleich die Tempelgeſtalt vielleicht dem Cultus vortheilhafter wäre. Wiſſenſchaftliche Anſtalten haben noch das klöſterliche Anſehn, weil in ſolchen frommen Bezirken die Studien zuerſt Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtsſäle der Italiäner ſind ſo weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu ſein, wo ſonſt Recht geſprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erſte Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Bretern zuſammen ſchlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuſer getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unſere Waiſenhäuſer aufthaten und den armen Kindern dieſe ſo nothwendige Welterziehung verſchafften.

Bologna, den 20. Abends.

Dieſen heitern ſchönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, ſo werde ich ſchon wieder vom Geſtein angezogen. Ich komme mir vor wie Antäus, der ſich immer neu geſtärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit ſeiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der ſogenannte Bologneſer Schwerſpath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn ſie vorher dem Lichte ausgeſetzt geweſen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich ſchon ganze Felſen Frauenеis zu Tage anſtehend, nachdem ich ein ſandiges Thongebirg hinter mir gelaſſen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Waſſerriß hinunter, in welchen ſich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerſt einen aufgeſchwemmten Lehmhügel zu ſehen, der vom Regen ausgewaſchen wäre, doch konnte ich bei näherer Betrachtung von ſeiner Natur ſo viel entdecken: das feſte Geſtein, woraus dieſer Theil des Gebirges beſteht, iſt ein ſehr feinblättriger Schieferthon, welcher mit Gyps abwechſelt. Das ſchiefrige Geſtein iſt ſo innig mit Schwefelkies gemiſcht, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, ſich ganz und gar verändert. Es ſchwillt auf, die Lagen verlieren ſich, es entſteht eine Art Letten, muſchlig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend

wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerſchlug und beide Geſtalten deutlich wahrnahm, konnte man ſich von dem Übergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich ſieht man die muſchligen Flächen mit weißen Puncten beſchlagen, manchmal ſind gelbe Partieen drin; ſo zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel ſieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden ſich unter den Lagen auch härtere, grüne und rothe. Schwefelkies hab' ich in dem Geſtein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun ſtieg ich in den Schluchten des bröcklig aufgelöſ'ten Gebirgs hinauf, wie ſie von den letzten Regengüſſen durchwaſchen waren, und fand zu meiner Freude den geſuchten Schwerſpath häufig, meiſt in unvollkommener Eiform, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorſchauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er ſtak, genau umgeben. Daß es keine Geſchiebe ſeien, davon kann man ſich bei'm erſten Anblick überzeugen. Ob ſie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob ſie erſt bei Aufblähung oder Zerſetzung derſelben entſtanden, verdient eine nähere Unterſuchung. Die von mir aufgefundenen Stücke nähern ſich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eigeſtalt, die kleinſten gehen auch wohl in eine undeutliche Kryſtallform über. Das ſchwerſte Stück, welches ich gefunden, wiegt ſiebzehn Loth. Auch fand ich in demſelbigen Thon loſe

vollkommene Gypskryſtalle. Nähere Beſtimmung werden Kenner an den Stücken, die ich mitbringe, zu entwickeln wiſſen. Und ich wäre nun alſo ſchon wieder mit Steinen belaſtet! Ein Achtelscentner dieſes Schwerſpaths habe ich aufgepackt.

Den 20. October, in der Nacht.

Wie viel hätte ich noch zu ſagen, wenn ich alles geſtehen wollte, was mir an dieſem ſchönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen iſt ſtärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderſtehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe ſammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es ſcheint, der Himmel erhört mich. Es meldet ſich ein Vetturin gerade nach Rom, und ſo werde ich übermorgen unaufhaltſam dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen ſehn, manches beſorgen und wegarbeiten.

Lojano auf den Apenninen,
den 21. October Abends.

Ob ich mich heute ſelbſt aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu ſagen. Genug, ich ergriff mit Leidenſchaft einen ſchnellern Anlaß abzureiſen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshauſe, in Geſellſchaft eines päpſtlichen Officiers, der nach Perugia, ſeiner Vaterſtadt,

geht. Als ich mich zu ihm in den zweirädrigen Wagen ſetzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutſcher, der gewohnt ſei mit Soldaten umzugehen, ſehr angenehm finde, nun mit einem päpſtlichen Officier in Geſellſchaft zu reiſen. — „Nehmt mir nicht übel", verſetzte er darauf, „ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenſtande haben, denn ich höre, in Deutſchland iſt alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unſer Dienſt ſehr läßlich iſt, und ich in Bologna, wo ich in Garniſon ſtehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, ſo wollte ich doch, daß ich dieſe Jacke los wäre und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und ſo muß ich mir's gefallen laſſen."

Den 22. Abends.

Giredo, auch ein kleines Neſt auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünſchen entgegen reiſend. Heute geſellten ſich reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer ſogenannten Schweſter. Ihre Pferde ſind ſchön, ſie reiſen aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es ſcheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen, man glaubt einige Blätter im Archenholz zu leſen.

Die Apenninen ſind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen des Po's

folgt ein Gebirg, das ſich aus der Tiefe erhebt, um, zwiſchen zwei Meeren, ſüdwärts das feſte Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu ſteil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht ſo ſonderbar verſchlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hätten hereinwirken, größere Flächen bilden und überſpülen können, ſo wäre es eins der ſchönſten Länder in dem herrlichſten Klima, etwas höher als das andere Land. So aber iſt's ein ſeltſam Gewebe von Bergrücken gegen einander; oft ſieht man gar nicht ab, wohin das Waſſer ſeinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler beſſer ausgefüllt, die Flächen mehr glatt und überſpült, ſo könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weiſe einen andern Charakter haben. Doch muß man ſich keine Bergwüſte, ſondern ein meiſt bebautes, obgleich gebirgiges Land vorſtellen. Caſtanien kommen hier ſehr ſchön, der Waizen iſt trefflich, und die Saat ſchon hübſch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern ſtehen am Wege, um die Kirchen und Capellen aber ſchlanke Cypreſſen.

Geſtern Abend war das Wetter trübe, heute iſt's wieder hell und ſchön.

Den 25. Abends. Perugia.

Zwei Abende habe ich nicht geſchrieben. Die Herbergen waren ſo ſchlecht, daß an kein Auslegen eines

Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein bißchen verworren zu werden: denn ſeit der Abreiſe von Venedig ſpinnt ſich der Reiſerocken nicht ſo ſchön und glatt mehr ab.

Den drei und zwanzigſten früh, unſerer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor und ſahen Florenz liegen, in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut und in's Unendliche mit Villen und Häuſern beſät iſt.

Die Stadt hatte ich eiligſt durchlaufen, den Dom, das Baptiſterium. Hier thut ſich wieder eine ganz neue, mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köſtlich. Ich eilte ſo ſchnell heraus als hinein.

Der Stadt ſieht man den Volksreichthum an, der ſie erbaut hat; man erkennt, daß ſie ſich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Überhaupt fällt es auf, was in Toscana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein ſchönes grandioſes Anſehen haben. Es iſt hier alles zugleich tüchtig und reinlich, Gebrauch und Nutzen mit Anmuth ſind beabſichtigt, überall läßt ſich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papſtes hingegen ſcheint ſich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verſchlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen ſagte, was ſie ſein könnten, das iſt nun Toscana: weil es ſo viel tiefer lag, ſo hat das alte Meer recht ſeine Schuldigkeit gethan und tiefen Lehmboden aufgehäuft.

Er iſt hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die urſprüngliche Art: ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugſchaar iſt nicht beweglich. So ſchleppt ſie der Bauer, hinter ſeinen Ochſen gebückt, einher und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal gepflügt, wenigen und nur ſehr leichten Dünger ſtreuen ſie mit den Händen. Endlich ſäen ſie den Waizen, dann häufen ſie ſchmale Sotteln auf, dazwiſchen entſtehen tiefe Furchen, alles ſo gerichtet, daß das Regenwaſſer ablaufen muß. Die Frucht wächſ't nun auf den Sotteln in die Höhe, in den Furchen gehen ſie hin und her, wenn ſie jäten. Dieſe Verfahrungsart iſt begreiflich, wo Näſſe zu fürchten iſt; warum ſie es aber auf den ſchönſten Gebreiten thun, kann ich nicht einſehen. Dieſe Betrachtung machte ich bei Arezzo, wo ſich eine herrliche Plaine aufthut. Reiner kann man kein Feld ſehen, nirgends auch nur eine Erdſcholle, alles klar wie geſiebt. Der Waizen gedeiht hier recht ſchön, und er ſcheint hier alle ſeiner Natur gemäßen Beſtimmungen zu finden. Das zweite Jahr bauen ſie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen. Es werden auch Lupinen geſäet, die jetzt ſchon vortrefflich grün ſtehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat ſchon gekeimt, er bleibt den Winter über und wird durch den Froſt nur dauerhafter.

Die Ölbäume ſind wunderliche Pflanzen; ſie ſehen faſt wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die

Rinde klafft aus einander. Aber ſie haben deſſenungeachtet ein feſteres Anſehn. Man ſieht auch dem Holze an, daß es langſam wächſ't und ſich unſäglich fein organiſirt. Das Blatt iſt weidenartig, nur weniger Blätter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, iſt alles mit Ölbäumen und Weinſtöcken bepflanzt, dazwiſchen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bei Arezzo und ſo weiter läßt man die Felder freier. Ich finde, daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Ölbäumen und andern ſchädlich iſt, da es ſo ein Leichtes wäre, ihn zu zerſtören. Wieſen ſieht man gar nicht. Man ſagt, das türkiſche Korn zehre den Boden aus; ſeitdem es eingeführt worden, habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bei dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abſchied genommen, mit der Verſicherung, mit dem Verſprechen, ihn auf meiner Rückreiſe in Bologna zu beſuchen. Er iſt ein wahrer Repräſentant vieler ſeiner Landsleute. Hier einiges, das ihn beſonders bezeichnet. Da ich oft ſtill und nachdenklich war, ſagte er einmal: Che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia. Das iſt verdolmetſcht: Was denkt ihr viel! der Menſch muß niemals denken, denkend altert man nur. Und nach einigem Geſpräch: Non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa. Auf Deutſch: Der Menſch muß

ſich nicht auf eine einzige Sache heften, denn da wird er toll, man muß tauſend Sachen, eine Confuſion im Kopfe haben.

Der gute Mann konnte freilich nicht wiſſen, daß ich eben darum ſtill und nachdenkend war, weil eine Confuſion von alten und neuen Gegenſtänden mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines ſolchen Italiäners wird man noch klarer aus Folgendem erkennen. Da er wohl merkte, daß ich Proteſtant ſei, ſagte er nach einigem Umſchweif, ich möchte ihm doch gewiſſe Fragen erlauben, denn er habe ſo viel Wunderliches von uns Proteſtanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünſche. „Dürft ihr denn", ſo fragte er, „mit einem hübſchen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheirathet zu ſein? — erlauben euch das eure Prieſter?" Ich erwiderte darauf: „Unſere Prieſter ſind kluge Leute, welche von ſolchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir ſie darum fragen wollten, ſo würden ſie es uns nicht erlauben." „Ihr braucht ſie alſo nicht zu fragen?" rief er aus. „O ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht beichtet, ſo erfahren ſie's nicht." Hierauf erging er ſich in Schelten und Mißbilligen ſeiner Pfaffen und in dem Preiſe unſerer ſeligen Freiheit. — „Was jedoch die Beichte betrifft", fuhr er fort, „wie verhält es ſich damit? Man erzählt uns, daß alle Menſchen, auch die keine Chriſten ſind, dennoch beichten müſſen; weil ſie aber in ihrer Ver-

ſtockung nicht das Rechte treffen können, ſo beichten ſie einem alten Baume; welches denn freilich lächerlich und gottlos genug iſt, aber doch beweiſ't, daß ſie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen." Hierauf erklärte ich ihm unſere Begriffe von der Beichte, und wie es dabei zugehe. Das kam ihm ſehr bequem vor, er meinte aber, es ſei ungefähr eben ſo gut, als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern erſucht' er mich ſehr ernſthaft, über einen andern Punct ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich aus dem Munde eines ſeiner Prieſter, der ein wahrhafter Mann ſei, gehört, daß wir unſere Schweſtern heirathen dürften, welches denn doch eine ſtarke Sache ſei. Als ich dieſen Punct verneinte und ihm einige menſchliche Begriffe von unſerer Lehre beibringen wollte, mochte er nicht ſonderlich darauf merken, denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte ſich zu einer neuen Frage: — „Man verſichert uns", ſagte er, „daß Friedrich der Große, welcher ſo viele Siege ſelbſt über die Gläubigen davon getragen und die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholiſch ſei und vom Papſte die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen: denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber ſeinen Gottesdienſt in einer unterirdiſchen Capelle, mit zerknirſchtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf, denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn ſeine Preußen, die

ein beſtialiſches Volk und wüthende Ketzer ſind, auf der Stelle todt ſchlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deßwegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür er denn aber auch die alleinſeligmachende Religion im Stillen ſo viel ausbreitet und begünſtigt als möglich.“ Ich ließ das alles gelten und erwiderte nur: da es ein großes Geheimniß ſei, könnte freilich niemand davon Zeugniß geben. Unſere fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derſelben Art, ſo daß ich mich über die kluge Geiſtlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entſtellen ſucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

[Foligno, den 26. Oktober Abends.]

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen und fühlte die Seligkeit, wieder allein zu ſein. Die Lage der Stadt iſt ſchön, der Anblick des Sees höchſt erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erſt hinab, dann in einem frohen, an beiden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin, endlich ſah ich Aſſiſi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köſtlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten Auguſts gebaut, noch vollkommen erhalten daſtehe. Ich verließ bei Madonna del Angelo meinen Vetturin, der ſeinen Weg nach Foligno verfolgte, und ſtieg unter

einem ſtarken Wind nach Aſſiſi hinauf, denn ich ſehnte mich, durch die für mich ſo einſame Welt eine Fußwanderung anzuſtellen. Die ungeheueren Subſtructionen der babyloniſch über einander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht, ließ ich links, mit Abneigung, denn ich dachte mir, daß darin die Köpfe ſo wie mein Hauptmannskopf geſtempelt würden. Dann fragte ich einen hübſchen Jungen nach der Maria della Minerva; er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut iſt. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt, und ſiehe, das löblichſte Werk ſtand vor meinen Augen, das erſte vollſtändige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein beſcheidener Tempel, wie er ſich für eine ſo kleine Stadt ſchickte, und doch ſo vollkommen, ſo ſchön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerſt von ſeiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio geleſen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude ſtellen müſſe, habe ich einen großen Reſpect vor ſolchen Dingen. Auch hierin waren die Alten ſo groß im Natürlichen. Der Tempel ſteht auf der ſchönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwei Hügel zuſammen treffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieſer ſteigt ſelbſt ein wenig an, und es kommen auf demſelben vier Straßen zuſammen, die ein ſehr gedrücktes Andreaskreuz machen, zwei von unten herauf, zwei von oben herunter. Wahrſcheinlich ſtanden zur alten Zeit die Häuſer noch nicht,

die jetzt dem Tempel gegenüber gebaut die Aussicht versperren. Denkt man sie weg, so blickte man gegen Mittag in die reichste Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligthum von allen Seiten her gesehen. Die Anlage der Straßen mag alt sein, denn sie folgen aus der Gestalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel steht nicht in der Mitte des Platzes, aber so gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar schön sichtbar wird. Nicht allein das Gebäude sollte man zeichnen, sondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht satt sehen, wie genialisch consequent auch hier der Künstler gehandelt. Die Ordnung ist korinthisch, die Säulenweiten etwas über zwei Model. Die Säulenfüße und die Platten darunter scheinen auf Piedestalen zu stehen, aber es scheint auch nur: denn der Sockel ist fünfmal durchschnitten und jedesmal gehen fünf Stufen zwischen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt, worauf eigentlich die Säulen stehen, und von welcher man auch in den Tempel hinein geht. Das Wagstück, den Sockel zu durchschneiden, war hier am rechten Platze, denn da der Tempel am Berge liegt, so hätte die Treppe, die zu ihm hinauf führte, viel zu weit vorgelegt werden müssen und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt sich nicht bestimmen; sie sind, außer wenigen, verschüttet und zugepflastert. Ungern riß

ich mich von dem Anblick los und nahm mir vor, alle Architekten auf dieſes Gebäude aufmerkſam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Überlieferung für ein ſchlechtes Ding ſei, mußte ich dieſesmal wieder bemerken. Palladio, auf den ich alles vertraute, gibt zwar dieſes Tempels Bild, er kann ihn aber nicht ſelbſt geſehen haben, denn er ſetzt wirklich Piedeſtale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garſtiges palmyreniſches Ungeheuer entſteht, anſtatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verſtand befriedigender Anblick erfreut. Was ſich durch die Beſchauung dieſes Werks in mir entwickelt, iſt nicht auszuſprechen und wird ewige Früchte bringen. Ich ging am ſchönſten Abend die römiſche Straße bergab, im Gemüth zum ſchönſten beruhiget, als ich hinter mir rauhe heftige Stimmen vernahm, die unter einander ſtritten. Ich vermuthete, daß es die Sbirren ſein möchten, die ich ſchon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelaſſen vor mich hin und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt ſei. Vier ſolcher Menſchen, zwei davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Geſtalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre und was ich hier thäte? Ich erwiderte, ich ſei ein Fremder, der ſeinen Weg über Aſſiſi zu Fuße mache, indeſſen der Vetturin

nach Foligno fahre. Dieß kam ihnen nicht wahrſcheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten, ob ich im Gran Convento geweſen ſei. Ich verneinte dieß und verſicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeiſter ſei, habe ich dießmal nur die Maria della Minerva in Augenſchein genommen, welches, wie ſie wüßten, ein muſterhaftes Gebäude ſei. Das läugneten ſie nicht, nahmen aber ſehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk ſein möchte, Contrebande einzuſchwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Menſch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen, mit leeren Taſchen, für einen Contrebandiſten gehalten werden ſolle. Darauf erbot ich mich mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podeſta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten, es ſei nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entſchiedenem Ernſt betrug, entfernten ſie ſich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich ſah ihnen nach. Da gingen nun dieſe rohen Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal ſehr freundlich und tröſtend an, dann ſchaute ich links auf den triſten Dom des heiligen Franciscus und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der Unbewaffneten ſich von

der Truppe ſonderte und ganz freundlich auf mich los kam. Grüßend ſagte er ſogleich: „Ihr ſolltet, mein Herr Fremder, wenigſtens mir ein Trinkgeld geben, denn ich verſichere, daß ich euch alſobald für einen braven Mann gehalten und dieß laut gegen meine Geſellen erklärt habe. Das ſind aber Hitzköpfe und gleich oben hinaus und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet ihr bemerkt haben, daß ich euren Worten zuerſt Beifall und Gewicht gab.“ Ich lobte ihn deßhalb und erſuchte ihn, ehrenhafte Fremde, die nach Aſſiſi, ſowohl wegen der Religion als wegen der Kunſt kämen, zu beſchützen; beſonders die Baumeiſter, die zum Ruhme der Stadt den Minerven-Tempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer geſtochen, nunmehro meſſen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da ſie ſich denn gewiß dankbar erweiſen würden, und ſomit drückte ich ihm einige Silberſtücke in die Hand, die ihn über ſeine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen, beſonders müſſe ich das Feſt des Heiligen nicht verſäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen ſollte. Ja, wenn es mir, als einem hübſchen Manne, wie billig, um ein hübſches Frauenzimmer zu thun ſei, ſo könne er mir verſichern, daß die ſchönſte und ehrbarſte Frau von ganz Aſſiſi auf ſeine Empfehlung mich mit Freuden aufnehmen werde. Er ſchied nun betheurend, daß er noch heute Abend bei dem Grabe des Heiligen meiner in Andacht

gedenken und für meine fernere Reiſe beten wolle. So trennten wir uns, und mir war ſehr wohl, mit der Natur und mit mir ſelbſt wieder allein zu ſein. Der Weg nach Foligno war einer der ſchönſten und anmuthigſten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Vetturinen iſt es eine leidige Fahrt; das Beſte, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laſſ' ich mich nun immer bis hieher ſo fort ſchleppen. Dieſes Italien, von Natur höchlich begünſtiget, blieb in allem Mechaniſchen und Techniſchen, worauf doch eine bequemere und friſchere Lebensweiſe gegründet iſt, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Seſſel heißt, iſt gewiß aus den alten Tragſeſſeln entſtanden, in welchen ſich Frauen, ältere und vornehmere Perſonen von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man hervor neben die Gabel ſpannte, ſetzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbeſſerung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeſchaukelt, und ſo ſind ſie in ihren Wohnungen und allem.

Wenn man die erſte poetiſche Idee, daß die Menſchen meiſt unter freiem Himmel lebten und ſich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realiſirt ſehen will, ſo muß man die Gebäude hier herum, beſonders auf dem Lande betreten, ganz

im Sinn und Geſchmack der Höhlen. Eine ſo unglaubliche Sorgloſigkeit haben ſie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtſinn verſäumen ſie, ſich auf den Winter, auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig Homeriſchen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer in einer großen Halle verſammelt iſt, ſchreit und lärmt, am langen Tiſche ſpeiſ't, wie die Hochzeit von Cana gemahlt wird, ergreife ich die Gelegenheit, dieſes zu ſchreiben, da einer ein Tintenfaß holen läßt, woran ich unter ſolchen Umſtänden nicht gedacht hätte. Aber man ſieht auch dieſem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtiſches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit, unvorbereitet und unbegleitet in dieſes Land zu gehen. Mit dem verſchiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preiſen, den ſchlechten Wirthshäuſern iſt es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum erſtenmale, wie ich, allein geht und ununterbrochnen Genuß hoffte und ſuchte, ſich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe nichts gewollt, als das Land ſehen, auf welche Koſten es ſei, und wenn ſie mich auf Ixions Rad nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. October Abends.

Wieder in einer Höhle ſitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten. Das Städtchen liegt in einer köſtlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um daſſelbe her mit Freuden beſchaute, am Anfang einer ſchönen Plaine zwiſchen Bergen, die alle noch Kalk ſind. Wie Bologna drüben, ſo iſt Terni hüben an den Fuß des Gebirgs geſetzt.

Nun da der päpſtliche Soldat mich verlaſſen, iſt ein Prieſter mein Gefährte. Dieſer ſcheint ſchon mehr mit ſeinem Zuſtande zufrieden und belehrt mich, den er freilich ſchon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen ſehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch daß ich immer wieder unter neue Menſchen komme, erreiche ich durchaus meine Abſicht; man muß das Volk nur unter einander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes gibt. Sie ſind auf die wunderbarſte Weiſe ſämmtlich Widerſacher, haben den ſonderbarſten Provinzial- und Stadteifer, können ſich alle nicht leiden, die Stände ſind in ewigem Streit, und das alles mit immer lebhafter gegenwärtiger Leidenſchaft, daß ſie einem den ganzen Tag Komödie geben und ſich bloßſtellen, und doch faſſen ſie zugleich wieder auf und merken gleich, wo der Fremde ſich in ihr Thun und Laſſen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich beſtiegen und war auf der Waſſerleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem

andern iſt. Die zehen Bogen, welche über das Thal reichen, ſtehen von Backſteinen ihre Jahrhunderte ſo ruhig da, und das Waſſer quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das iſt nun das dritte Werk der Alten, das ich ſehe, und immer derſelbe große Sinn. Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das iſt ihre Baukunſt, ſo ſteht das Amphitheater, der Tempel und der Aquaduct. Nun fühle ich erſt, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkaſten auf dem Weißenſtein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufſatz, und ſo mit tauſend andern Dingen. Das ſteht nun alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Exiſtenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß ſein und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen ſchuldig geworden, an Freuden und Einſicht; aber auch Mühe hat mich's genug gekoſtet. Ich halte die Augen nur immer offen und drücke mir die Gegenſtände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Croceſiſſo, eine wunderliche Capelle am Wege, halte ich nicht für den Reſt eines Tempels, der am Orte ſtand, ſondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zuſammengeflickt, nicht dumm aber toll. Beſchreiben läßt ſich's gar nicht, es iſt wohl irgendwo in Kupfer geſtochen.

Und ſo wird es einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht ſind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegen ſtehen, aus denen man ſich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem, was man claſſiſchen Boden nennt, hat es eine andere Bewandtniß. Wenn man hier nicht phantaſtiſch verfährt, ſondern die Gegend real nimmt, wie ſie daliegt, ſo iſt ſie doch immer der entſcheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und ſo habe ich immer bisher den geologiſchen und landſchaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies klares Anſchauen der Localität zu erhalten. Da ſchließt ſich denn auf eine wunderſame Weiſe die Geſchichte lebendig an, und man begreift nicht, wie einem geſchieht, und ich fühle die größte Sehnſucht, den Tacitus in Rom zu leſen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintan ſetzen. Da ich von Bologna die Apenninen herauf kam, zogen die Wolken noch immer nach Norden, ſpäterhin veränderten ſie ihre Richtung und zogen nach dem traſimeniſchen See. Hier blieben ſie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt alſo daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler Gebirg ſchickt, ſendet ſie jetzt einen Theil nach den Apenninen, daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an, die Oliven abzulesen. Sie thun es hier mit den Händen, an andern Orten schlagen sie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, so bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf sehr steinigem Boden die größten ältesten Bäume gesehen.

Die Gunst der Musen, wie die der Dämonen, besucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit ist. Dem Mittelpuncte des Katholicismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwicklungen gewesen und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi, sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen.

Röſtung und Schmelzung verändert. Man ſteigt einen Berg herauf, den man für graue Lava anſprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Kryſtalle. Die Chauſſee, die von der Höhe nach Citta Caſtellana geht, von eben dieſem Stein, ſehr ſchön glatt gefahren, die Stadt auf vulkaniſchen Tuff gebaut, in welchem ich Aſche, Bimsſtein und Lavaſtücke zu entdecken glaubte. Vom Schloſſe iſt die Ausſicht ſehr ſchön; der Berg Soracte ſteht einzeln gar mahleriſch da, wahrſcheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulkaniſirenden Strecken ſind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Waſſer hat aus ihnen Berge und Felſen gebildet, da denn herrlich mahleriſche Gegenſtände, überhangende Klippen und ſonſtige landſchaftliche Zufälligkeiten gebildet werden.

Morgen Abend alſo in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieſer Wunſch erfüllt iſt, was ſoll ich mir nachher wünſchen; ich wüßte nichts, als daß ich mit meinem Faſanenkahn glücklich zu Hauſe landen und meine Freunde geſund, froh und wohlwollend antreffen möge.

Rom.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohſinn begrüßen. Verziehen ſei mir das Geheimniß und die gleichſam unterirdiſche Reiſe hierher. Kaum wagte ich mir ſelbſt zu ſagen, wohin ich ging, ſelbſt unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch ſagen, daß ich tauſendmal, ja beſtändig eurer gedenke, in der Nähe der Gegenſtände, die ich allein zu ſehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden gefeſſelt, alle Anmuthung nach dieſen Gegenden verſchwunden ſah, konnte ich mich entſchließen, einen langen einſamen Weg zu machen und den Mittelpunct zu ſuchen, nach dem mich ein unwiderſtehliches Bedürfniß hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen; zuletzt durft' ich kein lateiniſch Buch mehr anſehen, keine Zeichnung einer italiäniſchen Gegend. Die Begierde, dieſes Land zu ſehen, war überreif: da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohſinn begrüßen. Verziehen ſei mir das Geheimniß und die gleichſam unterirdiſche Reiſe hierher. Kaum wagte ich mir ſelbſt zu ſagen, wohin ich ging, ſelbſt unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch ſagen, daß ich tauſendmal, ja beſtändig eurer gedenke, in der Nähe der Gegenſtände, die ich allein zu ſehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden gefeſſelt, alle Anmuthung nach dieſen Gegenden verſchwunden ſah, konnte ich mich entſchließen, einen langen einſamen Weg zu machen und den Mittelpunct zu ſuchen, nach dem mich ein unwiderſtehliches Bedürfniß hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen; zuletzt durft' ich kein lateiniſch Buch mehr anſehen, keine Zeichnung einer italiäniſchen Gegend. Die Begierde, dieſes Land zu ſehen, war überreif: da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde

und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eignem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Rom, den 1. November 1786.

Ja ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu Theil ward.

Über das Tyroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig und, wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt.

Alle Träume meiner Jugend ſeh' ich nun lebendig; die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Proſpecte von Rom auf einem Vorſaale aufgehängt), ſeh' ich nun in Wahrheit, und alles, was ich in Gemählden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gyps und Kork ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir, wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntſchaft in einer neuen Welt; es iſt alles wie ich mir's dachte und alles neu. Eben ſo kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhängend geworden, daß ſie für neu gelten können.

Da Pygmalions Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt und ihr ſo viel Wahrheit und Daſein gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam und ſagte: Ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein.

Wie moraliſch heilſam iſt mir es dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſo viel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maßſtabe beurtheilt, den er mitbringt. Ich verzeihe jedem, der ſie tadelt und ſchilt; ſie ſtehn zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig.

Rom, den 3. November.

Einer der Hauptbeweggründe, die ich mir vorspiegelte, um nach Rom zu eilen, war das Fest Allerheiligen, der erste November: denn ich dachte, geschieht dem einzelnen Heiligen so viel Ehre, was wird es erst mit allen werden. Allein wie sehr betrog ich mich. Kein auffallend allgemeines Fest hatte die römische Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im Besondern das Andenken seines Patrons im Stillen feiern, denn das Namensfest und der ihm zugetheilte Ehrentag ist's eigentlich, wo jeder in seiner Glorie erscheint.

Gestern aber, am Tage Allerseelen, gelang mir's besser. Das Andenken dieser feiert der Papst in seiner Hauscapelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tischbein auf den Monte Cavallo. Der Platz vor dem Palaste hat was ganz eignes Individuelles, so unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beiden Colossen erblickt' ich nun! Weder Auge noch Geist sind hinreichend, sie zu fassen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In diesen Vorsälen, der Capelle gegenüber, in der Ansicht der Reihe von Zimmern, fühlt man sich wunderbar unter Einem Dache mit dem Statthalter Christi.

Die Function war angegangen, Papst und Cardinäle schon in der Kirche. Der heilige Vater, die

ſchönſte würdigſte Männergeſtalt, Cardinäle von verſchiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unausſprechlichen Heil der ſeligen Seelen mit Entzücken ſprechend, uns in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich nur hin und her bewegen ſah, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in ſeinem Jünglingsleben gewiß nicht ſchweigend gelehrt und gewirkt, denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde der ſagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin und wider wankend anträfe? Das venio iterum crucifigi! fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir in's Freie der gewölbten und gemahlten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Perſonen, die köſtlichen Gemählde aufmerkſam betrachtend, denn dieſes Feſt Allerſeelen iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom. Ebenſo wie die Capelle iſt der ganze Palaſt und die ſämmtlichen Zimmer jedem zugänglich und dieſen Tag für viele Stunden frei und offen,

man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Caſtellan nicht gedrängt.

Die Wandgemählde beſchäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, ſo wie z. B. den heitern Karl Maratti ſchätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meiſterſtücke der Künſtler, deren Art und Weiſe ich mir ſchon eingeprägt hatte. Ich ſah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehmals in St. Peter, wo nun eine muſiviſche Copie anſtatt des Originals aufgeſtellt iſt. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieſelbe Perſon neubelebt in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen dieſe doppelte Handlung ſagen mag, das Bild iſt unſchätzbar.

Noch mehr erſtaunte ich vor einem Bilde von Tizian. Es überleuchtet alle, die ich geſehen habe. Ob mein Sinn ſchon geübter, oder ob es wirklich das Vortrefflichſte ſei, weiß ich nicht zu unterſcheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerei, ja von getriebenen Goldfiguren ſtarrt, umhüllt eine anſehnliche biſchöfliche Geſtalt. Den maſſiven Hirtenſtab in der Linken blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er ſo eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben ſcheint. Hinter ihm eine ſchöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeſchlagenen Buche

hinſchauend. Ein ernſter Alter dagegen zur Rechten; dem Buche ganz nahe, ſcheint er deſſen nicht zu achten: die Schlüſſel in der Hand mag er ſich wohl eigenen Aufſchluß zutrauen. Dieſer Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor ſich hinſehend, beſcheiden ergeben. In dem Zwiſchenraume zwei Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmliſchen gekehrt. Denn oben offen iſt das halbrunde Gemäuer, das ſie ſämmtlich umſchließt. Dort bewegt ſich in höchſter Glorie eine herabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schoße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja ſcheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten ſchweben Engel, Kränze ſchon im Vorrath haltend. Über allen aber und über dreifachem Strahlenkreiſe waltet die himmliſche Taube, als Mittelpunct und Schlußſtein zugleich.

Wir ſagen uns: hier muß ein heiliges altes Überliefertes zum Grunde liegen, daß dieſe verſchiedenen unpaſſenden Perſonen ſo kunſtreich und bedeutungsvoll zuſammengeſtellt werden konnten. Wir fragen nicht nach wie und warum, wir laſſen es geſchehen und bewundern die unſchätzbare Kunſt.

Weniger unverſtändlich, aber doch geheimnißvoll iſt ein Wandbild von Guido in ſeiner Capelle. Die kindlich lieblichſte, frömmſte Jungfrau ſitzt ſtill vor ſich hin und näht, zwei Engel ihr zur Seite erwarten jeden Wink, ihr zu dienen. Daß jugendliche Unſchuld

und Fleiß von den Himmlischen bewacht und geehrt werde, sagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zu Milderung des künstlerischen Ernstes ein heiteres Abenteuer: Ich bemerkte wohl, daß mehrere deutsche Künstler, zu Tischbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und sodann hin und wider gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlassen hatte, trat wieder zu mir und sagte: „Da gibt's einen großen Spaß! Das Gerücht, Sie seien hier, hatte sich schon verbreitet, und die Künstler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerksam. Nun ist einer unter uns, der schon längst behauptet, er sei mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundschaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht so recht glauben wollten. Dieser ward aufgefordert, Sie zu betrachten und den Zweifel zu lösen, er versicherte aber kurz und gut, Sie seien es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Gestalt und Aussehns. So ist doch wenigstens das Incognito für den Moment gedeckt, und in der Folge gibt es etwas zu lachen."

Ich mischte mich nun freimüthiger unter die Künstlerschaar und fragte nach den Meistern verschiedener Bilder, deren Kunstweise mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild besonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier, vorstellend. Niemand konnte mir den Meister nennen. Da trat ein kleiner, bescheidener,

bisher lautloſer Mann hervor und belehrte mich, es ſei von Pordenone, dem Venezianer, eines ſeiner beſten Bilder, an dem man ſein ganzes Verdienſt erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich, mit der venezianiſchen Schule ſchon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meiſter beſſer zu ſchätzen wußte.

Der belehrende Künſtler iſt Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde Namens Cölla ſeit einigen Jahren hier ſtudirt, die antiken Büſten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunſtgeſchichte wohl erfahren iſt.

Rom, den 5. November.

Nun bin ich ſieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieſer Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wider, ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, beſuche ein und die andere Villa, die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langſam behandelt, ich thue nur die Augen auf und ſeh' und geh' und komme wieder, denn man kann ſich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Geſtehen wir jedoch, es iſt ein ſaures und trauriges Geſchäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch thun und zuletzt eine unſchätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft

Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die zwei tausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannichfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals, und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer, zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst auf einander. Ich suche nur erst selbst die halbverdeckten Puncte herauszufühlen, dann lassen sich erst die schönen Vorarbeiten recht vollständig nutzen; denn seit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt.

Und dieses Ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildniß,

Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zuſammen ſo nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tauſend Griffeln ſchreiben, was ſoll hier eine Feder! und dann iſt man Abends müde und erſchöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7. November 1786.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde; während eines Reiſezugs rafft man unterwegs auf was man kann, jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt auch, darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kömmt man in eine gar große Schule, wo ein Tag ſo viel ſagt, daß man von dem Tage nichts zu ſagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein Pythagoreiſches Stillſchweigen beobachtete.

An demſelben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter iſt, wie die Römer ſagen, brutto; es geht ein Mittagwind, Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt; ich kann aber dieſe Witterung nicht unangenehm finden, es iſt warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht ſind.

Den 7. November.

Tischbeins Talente, so wie seine Vorsätze und Kunstabsichten lerne ich nun immermehr kennen und schätzen. Er legte mir seine Zeichnungen und Skizzen vor, welche sehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bei Bodmer sind seine Gedanken auf die ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts geführt worden, da, wo es sich auf die Erde gesetzt fand und die Aufgabe lösen sollte, Herr der Welt zu werden.

Als geistreiche Einleitung zu dem Ganzen bestrebte er sich das hohe Alter der Welt sinnlich darzustellen. Berge mit herrlichen Wäldern bewachsen, Schluchten von Wasserbächen ausgerissen, ausgebrannte Vulcane, kaum noch leise dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger, in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an dessen halbentblößten Wurzeln ein Hirsch die Stärke seines Geweihes versucht, so gut gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchst merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Wassers, wo nicht an Stärke doch an List überlegen dargestellt. Die Composition ist außerordentlich schön, als Ölbild müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müssen wir nothwendig in Weimar besitzen. Sodann denkt er an eine Versammlung der alten,

weiſen und geprüften Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Geſtalten darzuſtellen. Mit dem größten Enthuſiasmus aber ſkizzirt er an einer Schlacht, wo ſich zwei Parteien Reiterei wechſelſeitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheure Felsſchlucht ſie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anſtrengung hinüberſetzen kann. An Vertheidigung iſt hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entſchluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieſes Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntniſſe, die er von dem Pferde, deſſen Bau und Bewegung beſitzt, auf eine ſehr bedeutende Weiſe zu entfalten.

Dieſe Bilder ſodann und eine Reihe von folgenden und eingeſchalteten wünſcht er durch ein Gedicht verknüpft, welche dem Dargeſtellten zur Erklärung dienten und ihm dagegen wieder durch beſtimmte Geſtalten Körper und Reiz verliehen.

Der Gedanke iſt ſchön, nur müßte man freilich mehrere Jahre zuſammen ſein, um ein ſolches Werk auszuführen.

Den 7. November.

Die Logen von Raphael und die großen Gemählde der Schule von Athen ꝛc. hab' ich nur erſt einmal geſehen, und da iſt's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloſchenen beſchädigten Handſchrift

herausſtudiren ſollte. Das Vergnügen des erſten Eindrucks iſt unvollkommen, nur wenn man nach und nach alles recht durchgeſehn und ſtudirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltenſten ſind die Deckenſtücke der Logen, die bibliſche Geſchichten vorſtellen, ſo friſch wie geſtern gemahlt, zwar die wenigſten von Raphaels eigner Hand, doch aber gar trefflich nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Aufſicht.

Den 7. November.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir ſehnlichſt wünſchte, von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunſt- und geſchichtskundigen Engländer, nach Italien geführt zu werden; und nun hat ſich das alles indeſſen ſchöner gebildet, als ich hätte ahnen können. Tiſchbein lebte ſo lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunſche, mir Rom zu zeigen; unſer Verhältniß iſt alt durch Briefe, neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein wertherer Führer erſcheinen können? Iſt auch meine Zeit nur beſchränkt, ſo werde ich doch das Möglichſte genießen und lernen.

Und bei allem dem ſeh' ich voraus, daß ich wünſchen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Den 8. November.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halb-incognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da ſich jedermann verpflichtet, zu ignoriren wer ich ſei, und alſo auch niemand mit mir von mir reden darf, ſo bleibt den Menſchen nichts übrig, als von ſich ſelbſt oder von Gegenſtänden zu ſprechen, die ihnen intereſſant ſind, dadurch erfahr' ich nun umſtändlich, womit ſich ein jeder beſchäftigt, oder was irgend Merkwürdiges entſteht und hervorgeht. Hofrath Reiffenſtein fand ſich auch in dieſe Grille; da er aber den Namen, den ich angenommen hatte, aus einer beſondern Urſache nicht leiden konnte, ſo baroniſirte er mich geſchwind, und ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über, dadurch bin ich bezeichnet genug, um ſo mehr als der Italiäner die Menſchen nur nach den Vornamen oder Spitznamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenſchaft geben zu müſſen.

Den 9. November.

Manchmal ſtehe ich wie einen Augenblick ſtill und überſchaue die höchſten Gipfel des ſchon Gewonnenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Daſein, dem Schoße des Meeres wie Pallas

aus dem Haupte Jupiters entsprossen. Hier hat mich die Rotonda, so die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann. Und so hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gypsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gekannt habe.

Den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Übung, alle Dinge wie sie sind zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge licht sein zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius, und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände dastehn. Hievon läßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich,

es gibt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheltenswerthes und Abgeſchmacktes; doch auch ein ſolches hat Theil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr' ich nun in mich ſelbſt zurück, wie man doch ſo gern thut bei jeder Gelegenheit, ſo entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich ſogar auszuſprechen wage. Wer ſich mit Ernſt hier umſieht und Augen hat zu ſehen, muß ſolid werden, er muß einen Begriff von Solidität faſſen, der ihm nie ſo lebendig ward.

Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es, als wenn ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte als hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und ſo laßt mich aufraffen, wie es kommen will, die Ordnung wird ſich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenſtände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahre alt werde.

Den 11. November.

Heut hab' ich die Nymphe Egeria beſucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerſtörten Grabſtätten längs der Via Appia und das Grab der Metella, das

einem erſt einen Begriff von ſolidem Mauerwerk gibt. Dieſe Menſchen arbeiteten für die Ewigkeit, es war auf alles calculirt, nur auf den Unſinn der Verwüſter nicht, dem alles weichen mußte. Recht ſehnlich habe ich dich herzugewünſcht. Die Reſte der großen Waſſerleitung ſind höchſt ehrwürdig. Der ſchöne große Zweck, ein Volk zu tränken durch eine ſo ungeheure Anſtalt! Abends kamen wir an's Coliſeo, da es ſchon dämmrig war. Wenn man das anſieht, ſcheint wieder alles andre klein, es iſt ſo groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert ſich deſſen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem auf's neue größer vor.

Frascati, den 15. November.

Die Geſellſchaft iſt zu Bette, und ich ſchreibe noch aus der Tuſchmuſchel, aus welcher gezeichnet worden iſt. Wir haben ein paar ſchöne regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenſchein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend iſt ſehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichſten Gegenſtände. Die Ausſicht iſt unbegränzt, man ſieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und ſo fort. In dieſer luſtigen Gegend ſind Landhäuſer recht zur Luſt angelegt, und wie die alten Römer ſchon hier ihre

Villen hatten, ſo haben vor hundert Jahren und mehr reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuſer auch auf die ſchönſten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehn wir ſchon hier herum, und es iſt immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt ſich kaum ſagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die ſtattliche Wirthin die meſſingene dreiarmige Lampe auf den großen runden Tiſch geſetzt, und Felicissima notte! geſagt hat, verſammelt ſich alles im Kreiſe und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und ſkizzirt worden. Darüber ſpricht man, ob der Gegenſtand hätte günſtiger aufgenommen werden ſollen, ob der Charakter getroffen iſt, und was ſolche erſte allgemeine Forderniſſe ſind, wovon man ſich ſchon bei dem erſten Entwurf Rechenſchaft geben kann. Hofrath Reiffenſtein weiß dieſe Sitzungen durch ſeine Einſicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Dieſe löbliche Anſtalt aber ſchreibt ſich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchſt geſchmackvoll die wirklichen Ausſichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künſtler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen, er munterte jeden auf, nach ſeinen Gaben und Kräften ſich gleichfalls zu verſuchen, und ging mit gutem Beiſpiel vor. Dieſe Art, eine Geſellſchaft zu verſammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reiffenſtein nach der Abreiſe jenes Freundes treulich fortgeſetzt, und wir finden, wie löblich es

ſei, den thätigen Antheil eines jeden zu wecken. Die Natur und Eigenſchaft der verſchiedenen Geſellſchaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weiſe hervor. Tiſchbein z. B. ſieht als Hiſtorienmahler die Landſchaft ganz anders an als der Landſchaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige vielſagende Gegenſtände da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und ſo glückt es ihm auch, manchen menſchlichen naiven Zug zu erhaſchen, es ſei nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenſchen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteriſtiſchen Strichen gar glücklich darzuſtellen weiß und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Geſpräch ausgehen, ſo wird gleichfalls nach Hackerts Vermächtniß in Sulzers Theorie geleſen, und wenn man gleich von einem höhern Standpuncte mit dieſem Werke nicht ganz zufrieden ſein kann, ſo bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Perſonen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung ſtehen.

Rom, den 17. November.

Wir ſind zurück! Heute Nacht fiel ein entſetzlicher Regenguß mit Donner und Blitzen, nun regnet es fort und iſt immer warm dabei.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieſes Tages bezeichnen. Ich habe die Frescogemählde

von Dominichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farneſiſche Galerie von Caraccio geſehen. Freilich zu viel für Monate, geſchweige für einen Tag.

Den 18. November.

Es iſt wieder ſchön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich ſah in der Farneſina die Geſchichte der Pſyche, deren farbige Nachbildungen ſo lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montorio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde, die man ſich in der Ferne durch Briefwechſel gemacht hat, und die man nun von Angeſicht ſieht. Das Mitleben iſt doch ganz was anders, jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß ſpricht ſich ſogleich aus.

Auch finden ſich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht ſo viel Redens iſt, die nicht ſo oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt geſtreut ſind. Hievon bringe ich manches mit, gezeichnet von guten jungen Künſtlern.

Den 18. November.

Daß ich mit Tiſchbein ſchon ſo lange durch Briefe in dem beſten Verhältniß ſtehe, daß ich ihm ſo manchen Wunſch, ſogar ohne Hoffnung nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte unſer Zuſammentreffen ſogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich geſorgt. Auch was die Steine

betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, ist er vollkommen zu Hause, er hat sie recht gründlich studirt, wobei ihm sein Künstlerauge und die Künstlerlust an sinnlichen Dingen sehr zu statten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Musterstücken hat er vor kurzem nach Weimar abgesendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen soll. Ein bedeutender Nachtrag hat sich indessen gefunden. Ein Geistlicher, der sich jetzt in Frankreich aufhält und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunst der Propagande ansehnliche Stücke Marmor von der Insel Paros. Diese wurden hier zu Musterstücken verschnitten, und zwölf verschiedene Stücke auch für mich bei Seite gelegt, vom feinsten bis zum gröbsten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemischt, jene zur Bildhauerei, diese zur Architektur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künste gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugsam in die Augen.

Gelegenheit gibt's genug, dergleichen hier zusammen zu schleppen. Auf den Ruinen des Neronischen Palastes gingen wir durch frisch aufgehäufelte Artischockenländer und konnten uns nicht enthalten, die Taschen vollzustecken von Granit, Porphyr und Marmortäfelchen, die zu Tausenden hier herum liegen und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerschöpfliche Zeugen gelten.

Zum 18. November.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematiſchen Bilde ſprechen, das ſich auf jene trefflichen Dinge noch immer gut ſehen läßt.

Schon vor mehrern Jahren hielt ſich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunſt und Sammler bekannt. Er kommt zum Beſitz eines antiken Gemähldes auf Kalk, niemand weiß woher; er läßt das Bild durch Mengs reſtauriren und hat es als ein geſchätztes Werk in ſeiner Sammlung. Winckelmann ſpricht irgendwo mit Enthuſiasmus davon. Es ſtellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfängt. Der Franzoſe ſtirbt und hinterläßt das Bild ſeiner Wirthin als antik. Mengs ſtirbt und ſagt auf ſeinem Todbette: es ſei nicht antik, er habe es gemahlt. Und nun ſtreitet alles gegen einander. Der eine behauptet, es ſei von Mengs zum Scherz nur ſo leicht hingemacht, der andere Theil ſagt, Mengs habe nie ſo etwas machen können, ja es ſei beinahe für Raphael zu ſchön. Ich habe es geſtern geſehn und muß ſagen, daß ich auch nichts Schöneres kenne als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken, das andere iſt viel reſtaurirt. Indeſſen iſt das Bild discreditirt, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlöſen.

Den 20. November 1786.

Da uns die Erfahrung genugsam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünscht, ja der Mahler selbst seine ausführlichsten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet, so ist Tischbeins Gedanke höchst beifallswürdig, daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um vieles freilich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die sich leicht übersehen und fördern ließen.

Tischbein hat auch hiezu sehr angenehme idyllische Gedanken, und es ist wirklich sonderbar, daß die Gegenstände, die er auf diese Weise bearbeitet wünscht, von der Art sind, daß weder dichtende noch bildende Kunst, jede für sich, zur Darstellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unsern Spaziergängen erzählt, um mir Lust zu machen, daß ich mich darauf einlassen möge. Das Titelkupfer zu unserm gemeinsamen Werke ist schon entworfen; fürchtete ich mich nicht, in etwas Neues einzugehen, so könnte ich mich wohl verführen lassen.

Rom, den 22. November 1786,
am Cäcilien-Feste.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und, was ich genossen, wenigstens historisch mittheilen. Es war das schönste

ruhigſte Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tiſchbein nach dem Petersplatze, wo wir erſt auf- und abgehend und, wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, ſpazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtiniſche Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemählde wohlerleuchtet fanden. Das jüngſte Gericht und die mannichfaltigen Gemählde der Decke, von Michel Angelo, theilten unſere Bewunderung. Ich konnte nur ſehen und anſtaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meiſters, ſeine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder geſehn, verließen wir dieſes Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das ſchönſte Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erſchien. Wir ergötzten uns als genießende Menſchen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu eklen und zu verſtändigen Geſchmack uns dießmal irre machen zu laſſen, und unterdrückten jedes ſchärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich beſtiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Häuſer und Magazine, Brunnen, (dem Anſehn nach) Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und ſchöne Spaziergänge dazwiſchen. Wir beſtiegen die Kuppel und beſahen die hellheitere Gegend der

Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkaniſchen Hügel, Frascati, Caſtelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpaläſten, Kuppeln ꝛc. Es rührte ſich keine Luft, und in dem kupfernen Knopf war es heiß wie in einem Treibhauſe. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, ſtiegen wir herab und ließen uns die Thüren zu den Geſimſen der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufſchließen; man kann um ſelbe herumgehen und dieſe Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Geſimſe des Tambours ſtanden, ging der Papſt unten in der Tiefe vorbei, ſeine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns alſo nichts zur Peterskirche. Wir ſtiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gaſthofe ein fröhliches frugales Mahl und ſetzten unſern Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menſchen angefüllten Kirche zu beſchreiben. Man ſah eben keinen Stein der Architektur mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Treſſen umwunden, die Capitäle mit geſticktem Sammt in ungefährer Capitälform, ſo alle Geſimſe und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwiſchenräume der Mauern mit lebhaft gemahlten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Moſaik ausgelegt ſchien, und über zweihundert Wachs-

kerzen brannten um und neben dem Hochaltar, ſo daß die ganze eine Wand mit Lichtern beſetzt, und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre eben ſo geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwei Gerüſte, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Inſtrumente ſtanden, die anhaltend Muſik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine ſchöne Art muſikaliſcher Aufführung hört' ich hier. Wie man Violin- oder andere Concerte hat, ſo führen ſie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B., herrſchend iſt und Solo ſingt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es verſteht ſich, immer mit dem ganzen Orcheſter. Es thut gute Wirkung. — Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch an's Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten ſo viel genoſſen, daß wir vorüber gingen.

Den 23. November.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der ſich für verſteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, ſo gebe ich auf gewiſſe Weiſe nach, meine alte Theſe immerfort behauptend. Den Fürſten von Liechtenſtein, den Bruder

der mir so werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt und einigemal bei ihm gespeis't, und konnte bald merken, daß diese meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und so kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von seinem Aristodem, einer Tragödie, die nächstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagte man, wünsche sie mir vorzulesen und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen, endlich fand ich einmal den Dichter und einen seiner Freunde bei'm Fürsten, und das Stück ward vorgelesen.

Der Held ist, wie bekannt, ein König von Sparta, der sich wegen allerlei Gewissensscrupel selbst entleibt, und man gab mir auf eine artige Weise zu verstehen, der Verfasser des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in diesem Stücke einige Stellen seines trefflichen Buches benutzt finde. Und so konnte ich selbst in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen sehr einfachen ruhigen Gang, die Gesinnungen, wie die Sprache, sind dem Gegenstande gemäß, kräftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeigt von einem sehr schönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weise, freilich nicht nach der italiänischen, alles Gute und Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch mit südlicher Ungeduld etwas mehr verlangte. Besonders sollte ich weissagen, was von

dem Effect des Stücks auf das Publicum zu hoffen sei. Ich entschuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorstellungsart und des Geschmacks, war aber aufrichtig genug hinzuzusetzen, daß ich nicht recht einsehe, wie die verwöhnten Römer, die ein complettes Lustspiel von drei Acten und eine complette Oper von zwei Acten als Zwischenspiel, oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Balletts als Intermezz zu sehen gewohnt seien, sich an dem edlen ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergötzen könnten. Alsdann schien mir auch der Gegenstand des Selbstmordes ganz außer dem Kreise italiänischer Begriffe zu liegen. Daß man andere todt schlage, davon hätte ich fast Tag für Tag zu hören, daß man sich aber selbst das liebe Leben raube, oder es nur für möglich hielte, davon sei mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umständlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden sein möchte, und ergab mich sehr gern in die plausibeln Argumente, versicherte auch, daß ich nichts mehr wünsche, als das Stück aufführen zu sehen und demselben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigsten lautesten Beifall zu zollen. Diese Erklärung wurde freundlichst aufgenommen, und ich hatte alle Ursache, dießmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu sein — wie denn Fürst Liechtenstein die Gefälligkeit selbst ist und mir Gelegenheit geschafft hat, mit ihm gar manche Kunstschätze zu sehen, wozu

beſondere Erlaubniß der Beſitzer und alſo eine höhere Einwirkung nöthig iſt.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier gleichfalls zu ſehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entſchieden wieder untergetaucht.

Und doch iſt das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier ſehr lebhaft, was ich ſchon früher im Leben bemerken konnte, daß der Menſch, der das Gute will, ſich eben ſo thätig und rührig gegen andere verhalten müſſe, als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer in dieſem Sinne handeln.

Den 24. November.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu ſagen, als daß es Naturmenſchen ſind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künſte nicht ein Haar anders ſind, als ſie in Höhlen und Wäldern auch ſein würden. Was allen Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, ſind die Todtſchläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere ſind ſchon in unſerm Bezirk in dieſen drei Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künſtler Schwendimann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hedlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder, mit dem

er ſich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erſtach ſich der Böſewicht ſelbſt. Das iſt ſonſt hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche, und ſo iſt's gut.

Und ſo ſollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemählde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Waſſerfluth einiges melden, doch ſetzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Veſuvs die meiſten Fremden hier in Bewegung, und man muß ſich Gewalt anthun, um nicht mit fortgeriſſen zu werden. Dieſe Naturerſcheinung hat wirklich etwas Klapperſchlangenartiges und zieht die Menſchen unwiderſtehlich an. Es iſt in dem Augenblick, als wenn alle Kunſtſchätze Roms zu nichte würden; die ſämmtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren in Hoffnung, daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Den 1. December.

Moritz iſt hier, der uns durch Anton Reiſer und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es iſt ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Den 1. December.

Hier in Rom, wo man ſo viel Fremde ſieht, die nicht alle der höheren Kunſt wegen dieſe Hauptſtadt

der Welt besuchen, sondern auch wohl auf andere Art unterhalten sein wollen, ist man auf allerlei vorbereitet. Es gibt so gewisse Halbkünste, welche Handgeschicklichkeit und Handwerksluft verlangen, worin man es hier sehr weit gebracht hat und die Fremden gern mit in's Interesse zieht.

Dahin gehört die Wachsmahlerei, die einen jeden, der sich einigermaßen mit Wasserfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, sodann zuletzt durch das Einbrennen, und was sonst noch dazu gehört, mechanisch beschäftigen und einen oft geringen Kunstwerth durch die Neuheit des Unternehmens erhöhen kann. Es gibt geschickte Künstler, die hierin Unterricht geben und unter dem Vorwand der Anleitung oft das Beste bei der Sache thun, so daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenem Rahmen erscheint, die schöne Schülerin ganz überrascht von ihrem unbewußten Talent dasteht.

Eine andere artige Beschäftigung ist, hohl geschnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geschieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geschick, Aufmerksamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glaspasten selbst. Zu allen diesen Dingen hat Hofrath Reiffenstein in seinem Hause, oder wenigstens in seinen nächsten Umgebungen, die nöthigen Geräthschaften und Anstalten.

Den 2. December.

Zufällig habe ich hier Archenholzens Italien gefunden. Wie ſo ein Geſchreibe am Ort ſelbſt zuſammenſchrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und ſchwarz würde, die Blätter ſich krümmten und in Rauch aufgingen. Freilich hat er die Sachen geſehen; aber um eine großthuige verachtende Manier gelten zu machen, beſitzt er viel zu wenig Kenntniſſe und ſtolpert lobend und tadelnd.

Rom, den 2. December 1786.

Das ſchöne, warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, iſt mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böſe im Zimmer, überall findet ſich etwas zum Freuen, Lernen und Thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtiniſchen Capelle zurück, ließen die Galerie aufſchließen, wo man den Plafond näher ſehen kann; man drängt ſich zwar, da ſie ſehr eng iſt, mit einiger Beſchwerlichkeit und mit anſcheinender Gefahr, an den eiſernen Stäben weg, deßwegen auch die Schwindligen zurück bleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meiſterſtücks erſetzt. Und ich bin in dem Augenblicke ſo für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal

die Natur auf ihn ſchmeckt, da ich ſie doch nicht mit ſo großen Augen wie er ſehen kann. Wäre nur ein Mittel, ſich ſolche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigſtens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphaels, und kaum darf ich ſagen, daß man dieſe nicht anſehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile ſo ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geiſtreichen Spielereien der Arabesken nicht anſehen mochte, und die bibliſchen Geſchichten, ſo ſchön ſie ſind, hielten auf jene nicht Stich. Dieſe Werke nun öfter gegen einander zu ſehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn anfangs iſt doch alle Theilnahme nur einſeitig.

Von da ſchlichen wir, faſt bei zu warmem Sonnenſchein, auf die Villa Pamfili, wo ſehr ſchöne Gartenpartien ſind, und blieben bis an den Abend. Eine große, mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte, flache Wieſe war ganz mit Maslieben überſäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten; nun gingen meine botaniſchen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Melini und Villa Madama weiter nachhing. Es iſt gar intereſſant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgeſetzte und durch ſtarke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt, hier gibt's keine

Knoſpen, und man lernt erſt begreifen, was eine Knoſpe ſei. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem ſeine letzten Früchte reif werden, und ſo zeigt ſich der Orangenbaum mit Blüthen, halb und ganz reifen Früchten (doch werden letztere Bäume, wenn ſie nicht zwiſchen Gebäuden ſtehen, nun bedeckt). Über die Cypreſſe, den reſpectabelſten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachſen iſt, gibt's genug zu denken. Ehſtens werd' ich den botaniſchen Garten beſuchen und hoffe da manches zu erfahren. Überhaupt iſt mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derſelbe bin, ſo mein' ich bis auf's innerſte Knochenmark verändert zu ſein.

Für dießmal ſchließ' ich und werde das nächſte Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemählde komme.

Den 3. December.

Die Witterung hat bisher meiſt von ſechs zu ſechs Tagen abgewechſelt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage, und dann wieder ſchöne. Ich ſuche jeden nach ſeiner Art auf's beſte zu nutzen.

Doch immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit

ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeit lang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige coloſſale Köpfe und neuerlich die Sixtiniſche Capelle ſo mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe. Wie will man ſich aber, klein wie man iſt, und an's Kleine gewohnt, dieſem Edlen, Ungeheuren, Gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen? Anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachſen läßt und auch fleißig auf das merkt, was andere zu unſern Gunſten gearbeitet haben.

Winckelmanns Kunſtgeſchichte, überſetzt von Fea, die neue Ausgabe, iſt ein ſehr brauchbares Werk, das ich gleich angeſchafft habe und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Geſellſchaft ſehr nützlich finde.

Auch die römiſchen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geſchichte, Inſchriften, Münzen, von denen ich ſonſt nichts wiſſen mochte, alles drängt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier, denn an dieſen Ort knüpft ſich die ganze Geſchichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten

Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5. December.

In den wenigen Wochen, die ich hier bin, habe ich ſchon manchen Fremden kommen und gehen ſehen und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher ſo viele dieſe würdigen Gegenſtände behandeln. Gott ſei Dank, daß mir von dieſen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom ſpricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt, denn ich hab's doch auch geſehn und weiß ſchon einigermaßen, woran ich bin.

Den 8. December.

Wir haben mitunter die ſchönſten Tage. Der Regen, der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume ſtehen auch hier hin und wieder, ſo daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten ſtehen Pomeranzenbäume, voller Früchte, aus der Erde wachſend und unbedeckt.

Von einer ſehr angenehmen Spazierfahrt, die wir an's Meer machten, und von dem Fiſchfang daſelbſt dachte ich umſtändlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz herein reitend den Arm brach, indem ſein

Pferd auf dem glatten römiſchen Pflaſter ausglitſchte. Das zerſtörte die ganze Freude und brachte in unſern kleinen Cirkel ein böſes Hauskreuz.

Rom, den 13. December.

Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verſchwinden ſo ganz wie ich wünſchte genommen habt. Verſöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anſtoß genommen haben. Ich habe niemand kränken wollen und kann nun auch nichts ſagen, um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämiſſen zu dieſem Entſchluſſe einen Freund betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale und ſtudire mehr, als daß ich genieße. Rom iſt eine Welt, und man braucht Jahre, um ſich nur erſt drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich find' ich die Reiſenden, die ſehen und gehn.

Heute früh fielen mir Winckelmanns Briefe, die er aus Italien ſchrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung hab' ich ſie zu leſen angefangen! Vor ein und dreißig Jahren, in derſelben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher, ihm war es auch ſo deutſch Ernſt um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunſt. Wie brav und gut arbeitete er ſich durch! Und was iſt mir nun aber auch das Andenken dieſes Mannes auf dieſem Platze!

Außer den Gegenſtänden der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und conſequent iſt, ſpricht doch nichts ſo laut als die Spur eines guten verſtändigen Mannes, als die echte Kunſt, die eben ſo folgerecht iſt als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo ſo manche Willkürlichkeit gewüthet hat, wo ſo mancher Unſinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winckelmanns Brief an Franken freute mich beſonders: „Man muß alle Sachen in „Rom mit einem gewiſſen Phlegma ſuchen, ſonſt wird „man für einen Franzoſen gehalten. In Rom, glaub' „ich, iſt die hohe Schule für alle Welt, und auch ich „bin geläutert und geprüft."

Das Geſagte paßt recht auf meine Art, den Sachen hier nachzugehn, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geſchult wird. Man muß, ſo zu ſagen, wiedergeboren werden, und man ſieht auf ſeine vorigen Begriffe wie auf Kinderſchuhe zurück. Der gemeinſte Menſch wird hier zu etwas, wenigſtens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in ſein Weſen übergehen kann.

Dieſer Brief kommt euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange, vor Ende ſehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude ſein. Das vergangene war das wichtigſte meines Lebens; ich mag nun ſterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt ihr Folgendes leſen oder erzählen: Man merkt den Winter nicht, die Gärten ſind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne ſcheint hell und warm, Schnee ſieht man nur auf den entfernteſten Bergen gegen Norden. Die Citronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt ſind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei ſtehen. Es hängen viele Hunderte der ſchönſten Früchte an ſo einem Baum, der nicht wie bei uns beſchnitten und in einen Kübel gepflanzt iſt, ſondern in der Erde frei und froh, in einer Reihe mit ſeinen Brüdern ſteht. Man kann ſich nichts Luſtigers denken als einen ſolchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren ſo viel man will. Sie ſind ſchon jetzt recht gut, im März werden ſie noch beſſer ſein.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fiſchzug thun; da kamen die wunderlichſten Geſtalten zum Vorſchein, an Fiſchen, Krebſen und ſeltſamen Unformen; auch der Fiſch, der dem Berührenden einen elektriſchen Schlag gibt.

Den 20. December.

Und doch iſt das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl

hier was rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurück gehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verläugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der gewissern Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doctor Münter ist hier, von seiner Reise nach Sicilien zurückkehrend, ein energischer heftiger Mann, seine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im Mai zu euch kommen und mancherlei zu erzählen wissen. Er reis'te zwei Jahr in Italien. Mit den Italiänern ist er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsschreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen sollten, nicht genugsam respectirt, so daß er nicht völlig zu seinen Wünschen gelangt.

Schöne Münzen hat er gesammelt und besitzt, wie er mir sagte, ein Manuscript, welches die Münzwissenschaft auf scharfe Kennzeichen, wie die Linnéschen sind, zurückführt. Herder erkundigt sich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Abschrift erlaubt. So etwas zu machen ist möglich, gut wenn es gemacht ist, und wir müssen doch auch, früh oder spat, in dieses Fach ernstlicher hinein.

Den 25. December.

Ich fange nun schon an die besten Sachen zum zweitenmal zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöst. Um den höchsten Begriff dessen, was die Menschen geleistet haben, in sich aufzunehmen, muß die Seele erst zur vollkommenen Freiheit gelangen.

Der Marmor ist ein seltsames Material, deßwegen ist Apoll von Belvedere im Urbilde so gränzenlos erfreulich, denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Wesens verschwindet gleich im besten Gypsabguß.

Gegen uns über im Palast Rondanini steht eine Medusenmaske, wo, in einer hohen und schönen Gesichtsform, über Lebensgröße, das ängstliche Starren des Todes unsäglich trefflich ausgedrückt ist. Ich besitze schon einen guten Abguß, aber der Zauber des

Marmors ist nicht übrig geblieben. Das edle Halbdurchsichtige des gelblichen, der Fleischfarbe sich nähernden Steins ist verschwunden. Der Gyps sieht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gypsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen sieht und dadurch ganz neue Ansichten der Gestalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was sich in Rom zerstreut befindet, welches zur Vergleichung unschätzbar dienlich ist. Ich habe mich nicht enthalten können, den colossalen Kopf eines Jupiters anzuschaffen. Er steht meinem Bette gegenüber wohl beleuchtet, damit ich sogleich meine Morgenandacht an ihn richten kann, und der uns, bei aller seiner Großheit und Würde, das lustigste Geschichtchen veranlaßt hat.

Unserer alten Wirthin schleicht gewöhnlich, wenn sie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich saß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geschäft treiben. Auf einmal, sehr eilig und heftig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet sie die Thüre und ruft mich, eilig zu kommen und ein Wunder zu sehen. Auf meine Frage: was es sei, erwiderte sie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe diesem Thiere wohl längst angemerkt, daß es Verstand habe wie ein Christ, dieses aber sei doch ein großes Wunder. Ich eilte mit eigenen Augen

zu ſehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büſte ſteht auf einem hohen Fuße, und der Körper iſt weit unter der Bruſt abgeſchnitten, ſo daß alſo der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tiſch geſprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Bruſt gelegt, und reichte mit ihrer Schnauze, indem ſie die Glieder möglichſt ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den ſie mit der größten Zierlichkeit beleckte und ſich weder durch die Interjection der Wirthin, noch durch meine Dazwiſchenkunft im mindeſten ſtören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwundrung, erklärte mir aber dieſe ſeltſame Katzenandacht dadurch, daß dieſes ſcharf riechende Thier wohl das Fett möchte geſpürt haben, das ſich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes geſenkt und dort verhalten hatte.

Den 29. December 1786.

Von Tiſchbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original deutſch er ſich aus ſich ſelbſt herausbildete, ſodann aber dankbar melden, daß er die Zeit ſeines zweiten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundſchaftlich geſorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien, nach den beſten Meiſtern, fertigen ließ, einige in ſchwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erſt in Deutſchland, wo man von den Originalen ent-

fernt ist, an Werth gewinnen und mich an das Beste erinnern werden.

Auf seiner Künstlerlaufbahn, da er sich erst zum Porträt bestimmte, kam Tischbein mit bedeutenden Männern, besonders auch zu Zürich in Berührung, und hat an ihnen sein Gefühl gestärkt und seine Einsicht erweitert.

Den zweiten Theil der Zerstreuten Blätter brachte ich mit hieher, und er war doppelt willkommen. Wie gut dieß Büchlein auch bei wiederholtem Lesen wirkt, sollte wohl Herder zu seiner Belohnung recht umständlich erfahren. Tischbein wollte gar nicht begreifen, wie man so etwas habe schreiben können, ohne in Italien gewesen zu sein.

Den 29. December.

In diesem Künstlerwesen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen sich selbst und andere oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete, und nun zeigt sich's, daß er mein Porträt zu mahlen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig, er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße, als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgestürzten Obelisken sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es

gibt ein ſchönes Bild, nur zu groß für unſere nordiſchen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Porträt aber wird keinen Platz finden.

Den 29. December.

Wie viel Verſuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir ſchon ihre Sachen vorleſen oder vorleſen laſſen, wie es nur von mir abhinge, eine Rolle zu ſpielen, irrt mich nicht und iſt mir unterhaltend genug, da ich ſchon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrſcherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinſtädtiſches.

Ja es iſt hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geſchehen könnte, macht mir ſchon Langeweile, ehe es geſchieht. Man muß ſich zu einer Partei ſchlagen, ihre Leidenſchaften und Cabalen verfechten helfen, Künſtler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, ſich von Großen und Reichen alles gefallen laſſen. Dieſe ſämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, ſollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?

Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen und dann auch von dieſer Seite zu Hauſe zufrieden zu ſein und mir und andern alle Luſt in die liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom ſehen, das beſtehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt

vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte sie besser anwenden. Besonders lies't sich Geschichte von hier aus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts lies't man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu lesen, es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe sein will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten, indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit.

Den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Überlieferung sagen, was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend, denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören, denn das schließt sich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit

besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspuncten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Mahler und werde mich auch hier finden lernen.

Den 6. Januar.

Eben komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es steht und geht recht gut. Was ich diese vierzig Tage bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalsten Leiden und die edelsten Genüsse gingen diese Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich gestern einen Ausguß des colossalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, in den Saal gestellt. Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom, und nun besitz' ich sie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers.

Ich habe aber auch, für die Zukunft, die Nähe einer so guten Gesellschaft wohl verdient, denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia endlich fertig geworden ist, d. h. daß sie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tische liegt, wovon das eine nächstens zu euch wandern soll. Nehmt es freundlich auf, denn freilich steht nicht auf

dem Papiere was ich gefollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet euch ſchon einigemal über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich unter den herrlichſten Erſcheinungen erleide. Hieran hatte dieſe griechiſche Reiſegefährtin nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hätte ſchauen ſollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der ſich auf eine große Reiſe eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreiſe hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf ſtudirt und ökonomiſirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angeſehenen Hauſes zu entführen, weil er dachte, es ging' in Einem hin.

Eben ſo frevelhaft entſchloß ich mich, Iphigenien nach Karlsbad mitzunehmen. An welchem Orte ich mich beſonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Packet und ſteckte ſie zu mir. Am Gardaſee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am fleißigſten aber in Venedig fortſetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich

Iphigenia auf Delphi zu schreiben, welches ich auch sogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerstreuung und ein Pflichtsgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends bei'm Schlafengehen bereitete ich mich auf's morgende Pensum, welches denn sogleich bei'm Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period regelmäßig erklingen. Was daraus entstanden ist, werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke selbst erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6. Januar.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, so will ich erzählen, daß wir die Christnacht herumschwärmten und die Kirchen besuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine besonders ist sehr besucht, deren Orgel und Musik überhaupt so eingerichtet ist, daß zu einer Pastoralmusik nichts an Klängen abgeht, weder die Schalmeien der Hirten, noch das Zwitschern der Vögel, noch das Blöken der Schafe.

Am ersten Christfeste sah ich den Papst und die ganze Clerisei in der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das

Hochamt hielt. Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art, prächtig und würdig genug, ich bin aber im protestantischen Diogenismus so alt geworden, daß mir diese Herrlichkeit mehr nimmt als gibt; ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu diesen geistlichen Weltüberwindern sagen: verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit.

Heute, als am Dreikönigsfeste, habe ich die Messe nach griechischem Ritus vortragen sehen und hören. Die Ceremonien scheinen mir stattlicher, strenger, nachdenklicher und doch populärer als die lateinischen.

Auch da hab' ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin, nur für's Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballette, es fließt alles wie Wasser von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama gesehen, ein Werk der Kunst, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen und bleibenden Eindruck.

Nun graut mir schon vor dem Theaterwesen. Die nächste Woche werden sieben Bühnen eröffnet. Ansossi ist selbst hier und gibt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballett. Das wäre was für die Kinder.

Den 10. Januar.

Hier folgt denn also das Schmerzenskind, denn dieses Beiwort verdient Iphigenia, aus mehr als

Einem Sinne. Bei Gelegenheit daß ich sie unsern Künstlern vorlas, strich ich verschiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Überzeugung verbesserte, die andern aber stehen lasse, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Prosa seit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich Schuld, daß unsere Prosodie in der größten Unsicherheit schwebt, wie denn meine einsichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entscheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geschmack anheim gaben, wodurch man denn doch aller Richtschnur ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu übersetzen hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Prosodie nicht ein Leitstern erschienen. Der Umgang mit dem Verfasser, besonders während seines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich ersuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es ist auffallend, daß wir in unserer Sprache nur wenige Sylben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den andern verfährt man nach Geschmack oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sei und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr

Geiſtesgewicht hat. Hier iſt denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht alles gethan wäre, ſo hat man doch indeſſen einen Leitfaden, an dem man ſich hinſchlingen kann. Ich habe dieſe Maxime öfters zu Rathe gezogen und ſie mit meiner Empfindung übereinſtimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorleſung ſprach, ſo muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Dieſe jungen Männer, an jene früheren, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingiſches und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tiſchbein, dem auch dieſe faſt gänzliche Entäußerung der Leidenſchaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorſchein. Er verglich es einem Opfer, deſſen Rauch, von einem ſanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indeſſen die Flamme freier nach der Höhe zu gewinnen ſucht. Er zeichnete dieß ſehr hübſch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bei.

Und ſo hat mich denn dieſe Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beſchäftigt und gequält. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich das Wichtigſte nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grilliſiren und rechten.

Einen hübſchen geſchnittenen Stein lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremſe vor der Naſe ſchnurrt.

Die Alten liebten diesen Gegenstand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünsche, daß ihr damit künftig eure Briefe siegelt, damit, durch diese Kleinigkeit, eine Art von Kunstecho von euch zu mir herüber schalle.

Den 13. Januar 1787.

Wie viel hätte ich jeden Tag zu sagen, und wie sehr hält mich Anstrengung und Zerstreuung ab, ein kluges Wort auf's Papier zu bringen. Dazu kommen noch die frischen Tage, wo es überall besser ist als in den Zimmern, die ohne Ofen und Kamin uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt lassen.

Im Palaste Giustiniani steht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigstens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug, über sie etwas zu sagen. Als wir die Statue besahen und uns lang dabei aufhielten, erzählte uns die Frau des Custode: es sei dieses ein ehmals heiliges Bild gewesen, und die Ingleſi, welche von dieser Religion seien, pflegten es noch zu verehren, indem sie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich ist. Auch setzte sie hinzu, eine Dame dieser Religion sei vor kurzem da gewesen, habe sich auf die Knie niedergeworfen und die Statue

angebetet. Eine ſo wunderliche Handlung habe ſie, eine Chriſtin, nicht ohne Lachen anſehen können und ſei zum Saal hinausgelaufen, um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte ſie mich: ob ich etwa eine Schöne hätte, die dieſem Marmor ähnlich ſähe, daß er mich ſo ſehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menſchengeiſtes konnte ſie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das engliſche Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wollen meine Freunde ein näheres Wort hören, ſo leſen ſie, was Winckelmann vom hohen Stil der Griechen ſagt. Leider führt er dort dieſe Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt ſie von jenem hohen ſtrengen Stil, da er in den ſchönen übergeht, die Knoſpe, indem ſie ſich öffnet, und nun eine Minerva, deren Charakter eben dieſer Übergang ſo wohl anſteht!

Nun von einem Schauſpiel anderer Art! Am Dreikönigstage, am Feſte des Heils, das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreier Cardinäle und eines großen Auditorii erſt eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drei Magos empfangen? im Stalle? oder wo ſonſt? Dann nach verleſenen einigen lateiniſchen Gedichten ähnliches Gegenſtandes traten bei

dreißig Seminariſten nach und nach auf und laſen kleine Gedichte, jeder in ſeiner Landesſprache: Malabariſch, Epirotiſch, Türkiſch, Moldauiſch, Eleniſch, Perſiſch, Kolchiſch, Hebräiſch, Arabiſch, Syriſch, Kophtiſch, Saraceniſch, Armeniſch, Hiberniſch, Madagascariſch, Isländiſch, Boiſch, Ägyptiſch, Griechiſch, Iſauriſch, Äthiopiſch ꝛc. und mehrere, die ich nicht verſtehen konnte. Die Gedichtchen ſchienen meiſt im Nationalſylbenmaße verfaßt, mit der Nationaldeclamation vorgetragen zu werden, denn es kamen barbariſche Rhythmen und Töne hervor. Das Griechiſche klang, wie ein Stern in der Nacht erſcheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und ſo ward auch dieſe Vorſtellung zur Farce.

Nun noch ein Geſchichtchen, wie loſe man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verſtorbene Cardinal Albani war in einer ſolchen Feſtverſammlung, wie ich ſie eben beſchrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! ſo daß es ungefähr klang wie canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete ſich zu ſeinen Mitbrüdern und ſagte: „Der kennt uns doch!“

Den 13. Januar.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünſchen übrig. Mit den Materialien,

die er ſich zueignete, hatte er ſo geſchwind gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch friſch und geſund ſein, ſo wäre er der erſte, der uns eine Umarbeitung ſeines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach ſeinen Grundſätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden. Und dann wäre der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er manches geſchrieben und vielleicht manches verſchwiegen hat.

Den 15. Januar 1787.

Und ſo iſt denn endlich auch Ariſtodem und zwar ſehr glücklich und mit dem größten Beifall aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Nepoten gehört und in den obern Ständen ſehr geſchätzt iſt, ſo war von da her alles Gute zu hoffen. Auch ſparten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die ſchöne Diction des Dichters und die treffliche Recitation der Schauſpieler gewonnen, und man verſäumte keine Gelegenheit, ſeine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die deutſche Künſtlerbank zeichnete ſich dabei nicht wenig aus, und es war dießmal ganz am Platze, da ſie überhaupt ein wenig vorlaut iſt.

Der Verfaſſer war zu Hauſe geblieben, voller Sorge wegen des Gelingens des Stücks, von Act zu

Act kamen günſtige Botſchaften, welche nach und nach ſeine Beſorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorſtellung, und alles iſt in dem beſten Gleiſe. So kann man durch die entgegengeſetzteſten Dinge, wenn nur jedes ſein ausgeſprochenes Verdienſt hat, den Beifall der Menge ſowohl als der Kenner erwerben.

Aber die Vorſtellung war auch ſehr löblich, und der Hauptacteur, der das ganze Stück ausfüllt, ſprach und ſpielte vortrefflich: man glaubte einen der alten Kaiſer auftreten zu ſehen. Sie hatten das Coſtüm, das uns an den Statuen ſo ſehr imponirt, recht gut in Theaterpracht überſetzt, und man ſah dem Schauſpieler an, daß er die Antiken ſtudirt hatte.

Den 16. Januar.

Ein großer Kunſtverluſt ſteht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Hercules Farneſe in ſeine Reſidenz bringen. Die Künſtler trauern ſämmtlich, indeſſen werden wir bei dieſer Gelegenheit etwas ſehen, was unſern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich vom Kopf bis an die Knie und ſodann die unteren Füße mit dem Sockel, worauf ſie ſtehen, wurde auf Farneſiſchem Grund und Boden gefunden, die Beine aber vom Knie bis an die Knöchel fehlten und wurden durch Wilhelm Porta erſetzt. Auf dieſen ſteht er nun bis auf den heutigen Tag.

Indeſſen waren auf Borgheſiſchem Grund und Boden die echten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borgheſiſchen Villa aufgeſtellt ſah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borgheſe über ſich und verehrt dieſe köſtlichen Reſte dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die echten an die Stelle geſetzt, und man verſpricht ſich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden geweſen, nunmehr eine ganz neue Anſchauung und mehr harmoniſchen Genuß.

Den 18. Januar.

Geſtern, als am Feſte des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen luſtigen Tag, es war das ſchönſte Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt ſich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß ſie auch die Thiere einigermaßen geiſtlicher Begünſtigungen theilhaft werden ließen. Sanct Anton der Abt oder Biſchof iſt Patron der vierfüßigen Geſchöpfe, ſein Feſt ein ſaturnaliſcher Feiertag für die ſonſt belaſteten Thiere, ſo wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrſchaften müſſen heute zu Hauſe bleiben oder zu Fuß gehen, man verfehlt niemals bedenkliche Geſchichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche

ihre Kutſcher an dieſem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle geſtraft worden.

Die Kirche liegt an einem ſo weitſchichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte, heute iſt er aber auf das luſtigſte belebt, Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern ſchön, ja prächtig eingeflochten zu ſchauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abſtehende Capelle geführt, wo ein Prieſter, mit einem großen Wedel verſehen, das Weihwaſſer, das in Butten und Kübeln vor ihm ſteht, nicht ſchonend, auf die muntern Geſchöpfe derb losſpritzt, manchmal ſogar ſchalkhaft, um ſie zu reizen. Andächtige Kutſcher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrſchaften ſenden Almoſen und Geſchenke, damit die koſtbaren nützlichen Thiere ein Jahr über vor allem Unfall ſicher bleiben mögen. Eſel und Hornvieh, ihren Beſitzern eben ſo nützlich und werth, nehmen gleichfalls an dieſem Segen ihr beſchieden Theil.

Nachher ergötzten wir uns an einer großen Wanderung unter einem ſo glücklichen Himmel, umgeben von den intereſſanteſten Gegenſtänden, denen wir doch dießmal wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, vielmehr Luſt und Scherz in voller Maße walten ließen.

Den 19. Januar.

So hat denn der große König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Thaten ihn ſogar des katholiſchen

Paradieſes werth machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen Seinesgleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen ſolchen zur Ruh gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Theil des Capitols, den ich bisher vernachläſſigt, dann ſetzten wir über die Tiber und tranken ſpaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und ſo kann man, wie an einem doppelt und dreifachen Pfingſtfeſte, zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmoſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen und von ſüßem Weine trunken werden.

Den 20. Januar.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers, bis auf einen gewiſſen Grad, nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe hingewieſen. Bei unſerer mediciniſch-chirurgiſchen Anatomie kommt es bloß darauf an, den Theil zu

kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Theile nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle schöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künstlern zu lieb einen sehr schönen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß die Schönheit desselben in Verwunderung setzt. Er könnte wirklich für einen geschundenen Halbgott, für einen Marsyas gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmasse zu studiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perspectiv studiren, so zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig sind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geschieht.

Den 22. Januar.

Von dem deutschen Kunstsinn und dem dortigen Kunstleben kann man wohl sagen: man hört läuten, aber nicht zusammen klingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unserer Nachbarschaft sind, und wie wenig sie von mir genutzt worden, so möchte ich verzweifeln, und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meisterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtappte.

Doch auch in Rom iſt zu wenig für den geſorgt, dem es Ernſt iſt, in's Ganze zu ſtudiren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zuſammenſtoppeln. Freilich iſt's wenigen Fremden reiner Ernſt, etwas rechts zu ſehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das merken ſich alle diejenigen wohl, die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Abſichten, jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künſtler begünſtigen, und warum ſollte er es nicht? Denn ſchlägt der Unerfahrne nicht das Vortrefflichſte aus, das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eignes Muſeum entſtanden, wenn die Regierung, die doch erſt die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden ſoll, feſt darauf beſtanden hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müſſe. Hätte aber auch ein Papſt ſolch einen Gedanken gehabt, alles hätte ſich widerſetzt, denn man wäre in wenigen Jahren erſchrocken über Werth und Würde ſolcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Den 22. Januar.

Schon früher, aber beſonders bei der Aufführung des Ariſtodem, erwachte der Patriotismus unſerer

deutſchen Künſtler. Sie unterließen nicht, Gutes von meiner Iphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir gelenker aus dem Munde ging, als ſie auf dem Papier ſtand. Freilich iſt die Poeſie nicht für's Auge gemacht.

Dieſer gute Ruf erſcholl nun bis zu Reiffenſtein und Angelica, und da ſollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Friſt, trug aber ſogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umſtändlichkeit vor. Mehr als ich glaubte, gewann ſich dieſe Darſtellung die Gunſt gedachter Perſonen, auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigſten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil. Dieſes klärt ſich aber dadurch ſehr gut auf, daß das Stück ſich der Form nähert, die man im Griechiſchen, Italiäniſchen, Franzöſiſchen längſt gewohnt iſt, und welche demjenigen noch immer am beſten zuſagt, welcher ſich an die engliſchen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom, den 25. Januar 1787.

Nun wird es mir immer ſchwerer, von meinem Aufenthalte in Rom Rechenſchaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, ſo geht es auch mir in Betrachtung dieſer Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieſer Hauptſtadt der Welt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir ſehen bald, hier hat ſich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelaſſen und den Mittelpunct eines Reichs weislich feſtgeſetzt; hier hat kein mächtiger Fürſt einen ſchicklichen Ort zum Wohnſitz einer Colonie beſtimmt. Nein, Hirten und Geſindel haben ſich hier zuerſt eine Stätte bereitet, ein paar rüſtige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Paläſten der Herren der Welt gelegt, an deſſen Fuß ſie die Willkür des Ausrichters zwiſchen Moraſt und Schilf einſt hinlegte. So ſind die ſieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, ſie ſind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excurſionen, ſo will ich die unglückliche Lage ausführlicher ſchildern. Schon jetzt nehm' ich den herzlichſten Antheil an dem Jammergeſchrei und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerſtören ſehn und den ſchönen, von einem klugen Anführer gewählten Platz verlaſſen müſſen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlaſſenen Paradieſe zurück zu ſehn. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein

Ort der ältern Völker lag ſo ſchlecht als Rom, und da die Römer endlich alles verſchlungen hatten, mußten ſie wieder mit ihren Landhäuſern hinaus und an die Plätze der zerſtörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Den 25. Januar.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung gibt es Anlaß, wie viele Menſchen hier im Stillen leben, und wie ſich jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt. Wir ſahen bei einem Geiſtlichen, der ohne großes angebornes Talent ſein Leben der Kunſt widmete, ſehr intereſſante Copien trefflicher Gemählde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vorzüglichſtes nach dem Abendmahl des Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment iſt genommen, da Chriſtus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundſchaftlich zu Tiſche ſitzt, erklärt und ſagt: „Aber doch iſt einer unter euch, der mich verräth.“

Man hofft einen Kupferſtich entweder nach dieſer Copie oder nach andern, mit denen man ſich beſchäftigt. Es wird das größte Geſchenk ſein, wenn eine treue Nachbildung im großen Publicum erſcheint.

Vor einigen Tagen beſuchte ich den Pater Jacquier, einen Franciskaner, auf Trinita de' Monti. Er iſt Franzos von Geburt, durch mathematiſche Schriften bekannt, hoch in Jahren, ſehr angenehm und ver-

ständig. Er kannte zu seiner Zeit die besten Männer, und hat sogar einige Monate bei Voltaire zugebracht, der ihn sehr in Affection nahm.

Und so habe ich noch mehr gute solide Menschen kennen lernen, dergleichen sich hier unzählige befinden, die ein pfäffisches Mißtrauen aus einander hält. Der Buchhandel gibt keine Verbindung, und die literarischen Neuigkeiten sind selten fruchtbar.

Und so geziemt es dem Einsamen, die Einsiedler aufzusuchen. Denn seit der Aufführung des Aristodems, zu dessen Gunsten wir uns wirklich thätig erwiesen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun sei, man wollte seine Partei verstärken, mich als Instrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle gespielt. Nun aber, da sie sehen, daß mit mir nichts anzufangen ist, lassen sie mich gehn, und ich wandle meinen sichern Weg fort.

Ja, meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere gibt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten. Seid auch gutes Muths, ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen.

Den 28. Januar 1787.

Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen sich hinzugeben man jeden Augenblick auf-

gefordert wird, will ich, da sie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerst also wird man bei dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichthum dieser Stadt, bei jedem Kunstgegenstande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Dasein gegeben. Durch Winckelmann sind wir dringend aufgeregt, die Epochen zu sondern, den verschiedenen Stil zu erkennen, dessen sich die Völker bedienten, den sie in Folge der Zeiten nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hievon überzeugte sich jeder wahre Kunstfreund. Anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieser Einsicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgestellt, aber das Einzelne im ungewissen Dunkel. Eine vieljährige entschiedene Übung des Auges ist nöthig, und man muß erst lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern, die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punct ist nun einmal rege, und jeder, dem es Ernst ist, sieht wohl ein, daß auch in diesem Felde kein Urtheil möglich ist, als wenn man es historisch entwickeln kann.

Die zweite Betrachtung beschäftigt sich ausschließlich mit der Kunst der Griechen und sucht zu erforschen, wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abge-

ſchloſſen iſt und worin kein Hauptcharakter ſo wenig als die Übergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß ſie nach eben den Geſetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas anders dabei, das ich nicht auszuſprechen wüßte.

Den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es geſehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und Schattens verſchlungen, und nur die größten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellſten und herrlichſten Nächte wohl und vollſtändig genoſſen. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſeo. Es wird Nachts zugeſchloſſen, ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen, und Bettler niſten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine ſtille Luft trieb den Rauch erſt auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war und die ungeheuern Mauern oben drüber finſter herausragten; wir ſtanden am Gitter und ſahen dem Phänomen zu, der Mond ſtand hoch und heiter. Nach und nach zog ſich der Rauch durch die Wände, Lücken und Öffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick

war köſtlich. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet ſehn, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegen ſtehn.

Den 13. Februar.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, iſt von Einer Art, und immer erfreulich. Auf Trinita de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben, dort oben iſt alles aufgeſchüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nachher an die Kaiſer kamen. Mein Perrückenmacher geht frühe dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, wäſcht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es iſt nicht gar eine Hand groß und ſcheint von dem Rande einer großen Schüſſel zu ſein. Es ſtehn zwei Greifen an einem Opfertiſche, ſie ſind von der ſchönſten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden ſie auf einem geſchnittenen Stein, wie gern würde man damit ſiegeln.

Von vielen andern Sachen ſammelt's ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre; alles unterrichtend und bedeutend.

Am liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Den 15. Februar.

Vor meiner Abreiſe nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorleſung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madam Angelica und Hofrath Reiffenſtein waren die Zuhörer, und ſelbſt Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunſch ſeiner Gattin war; er arbeitete indeß an einer großen architektoniſchen Zeichnung, die er in Decorationsart vortrefflich zu machen verſteht. Er war mit Cleriſſeau in Dalmatien, hatte ſich überhaupt mit ihm aſſociirt, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabei ſo viel Perſpective und Effect, daß er ſich in ſeinen alten Tagen auf eine würdige Weiſe auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; ſie verſprach mir eine Zeichnung daraus aufzuſtellen, die ich zum Andenken beſitzen ſollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu ſcheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weiſe mit dieſen wohlwollenden Perſonen verbunden. Es iſt mir zugleich ein angenehmes und ſchmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Den 16. Februar 1787.

Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraschende und angenehme Weise verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und dießmal doppelt willkommen mit dem Löwchen gesiegelt: als vorläufiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Packets. Ich drängte mich in das Opernhaus und suchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüster zu verschaffen. Hier fühlte ich mich nun so nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und sie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden, möget ihr euer Nächstes mit einem guten Worte des Beifalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichniß, wie die Exemplare, die ich von Goeschen zu erwarten habe, unter die Freunde vertheilt werden sollen, denn ob es mir gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publicum diese Sachen betrachtet, so wünscht' ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, so möchte mir schwindelnd werden, ich muß sie einzeln angreifen, und so wird es gehn.

Hätte ich nicht besser gethan, nach meinem ersten Entschluß diese Dinge fragmentarisch in die Welt zu

ſchicken, und neue Gegenſtände, an denen ich friſcheren Antheil nehme, mit friſchem Muth und Kräften zu unternehmen? Thät' ich nicht beſſer, Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, als mich mit den Grillen des Taſſo herum zu ſchlagen, und doch habe ich auch dahinein ſchon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben ſollte.

Ich habe mich auf den Vorſaal an's Kamin geſetzt, und die Wärme eines dießmal gut genährten Feuers gibt mir friſchen Muth, ein neues Blatt anzufangen, denn es iſt doch gar zu ſchön, daß man mit ſeinen neuſten Gedanken ſo weit in die Ferne reichen, ja ſeine nächſten Umgebungen durch Worte dorthin verſetzen kann. Das Wetter iſt ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen auch die Mandelbäume. Heute früh überraſchte mich ein wunderſamer Anblick, ich ſah von Ferne hohe ſtangenähnliche Bäume, über und über von dem ſchönſten Violett bekleidet. Bei näherer Unterſuchung war es der Baum in unſern Treibhäuſern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt den letzten Winter waren die Stangen, die ich vor mir ſah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tauſenden hervorbrach. Die Maaslieben bringen wie Ameiſen aus dem Boden, Crocus und Adonis erſcheinen ſeltner, aber deſto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erst das mittägigere Land für Freuden und Kenntnisse geben, aus denen für mich neue Resultate hervortreten. Es ist mit natürlichen Dingen wie mit der Kunst; es ist so viel drüber geschrieben, und jeder, der sie sieht, kann sie doch wieder in neue Combination setzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sicilien, so fällt es einem sowohl in der Erzählung als in Bildern auf, daß in diesen Paradiesen der Welt sich zugleich die vulkanische Hölle so gewaltsam aufthut und seit Jahrtausenden die Wohnenden und Genießenden aufschreckt und irre macht.

Doch schlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Ansichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreise die alte Hauptstadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht gesehn, such' ich auf. Das Vorzüglichste wird zum zweiten- und drittenmal betrachtet, und nun ordnet sich's einigermaßen. Denn indem die Hauptgegenstände an ihre rechte Stelle kommen, so ist für viele mindere dazwischen Platz und Raum. Meine Liebschaften reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und Echtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegen heben.

Dabei findet man denn wohl den Künstler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung

auf alle Weiſe jenen großen Intentionen ſich mehr nähert, ſie beſſer begreift als der bloß Beſchauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und ſo ſpanne ich denn alle Segel meines Geiſtes auf, um dieſe Küſten zu umſchiffen.

Das Kamin iſt dießmal recht durchgewärmt, und die ſchönſten Kohlen aufgehäuft, welches bei uns ſelten geſchieht, weil nicht leicht jemand Luſt und Zeit hat, dem Kaminfeuer ein paar Stunden Aufmerkſamkeit zu widmen, und ſo will ich denn dieſes ſchöne Klima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die ſchon halb verloſchen ſind.

Am zweiten Februar begaben wir uns in die Sixtiniſche Capelle zur Function, bei welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich ſehr unbehaglich und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das ſind ja grade die Kerzen, welche ſeit dreihundert Jahren dieſe herrlichen Gemählde verdüſtern, und das iſt ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverſchämtheit die einzige Kunſtſonne nicht nur umwölkt, ſondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht und zuletzt gar in Finſterniß verſenkt.

Darauf ſuchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergange auf St. Onofrio, wo Taſſo in einem Winkel begraben liegt. Auf der Kloſterbibliothek ſteht ſeine Büſte. Das Geſicht iſt von Wachs, und ich glaube gern, daß es über ſeinen

Leichnam abgeformt ſei. Nicht ganz ſcharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im Ganzen mehr als irgend ein anderes ſeiner Bildniſſe auf einen talentvollen, zarten, feinen, in ſich geſchloſſenen Mann.

So viel für dießmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmanns zweiten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht geſehn habe. Ehe ich nach Neapel reiſe, muß die Ernte wenigſtens niedergemäht ſein; ſie in Garben zu binden, werden auch ſchon gute Tage kommen.

Den 17. Februar.

Das Wetter iſt unglaublich und unſäglich ſchön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag faſt zu warm. Nun ſucht man das Freie, und wenn man bisher ſich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, ſo tritt die Landſchaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet ſich an die Umgebungen, die der herrlichſte Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künſtler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlöſſern etwas abzugewinnen ſucht, wie man ſich an Bach und Buſch und zerbröckeltem Geſtein herumdrückt, um eine mahleriſche Wirkung zu erhaſchen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um ſo mehr als jene Dinge nach ſo langer Gewohnheit einem noch immer ankleben; nun habe ich mir aber ſeit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt und bin mit kleinen

Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Besinnens, kleine auffallende, wahrhaft südliche und römische Gegenstände entworfen und suche nun, mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es ist ganz eigen, daß man deutlich sehen und wissen kann, was gut und besser ist; will man sich's aber zueignen, so schwindet's gleichsam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, sondern nach dem, was wir zu fassen gewohnt sind. Nur durch geregelte Übung könnte man vorwärts kommen, wo aber sollte ich Zeit und Sammlung finden! Indessen fühle ich mich denn doch durch das leidenschaftliche vierzehntägige Streben um vieles gebessert.

Die Künstler belehren mich gerne, denn ich fasse geschwind. Nun ist aber das Gefaßte nicht gleich geleistet, etwas schnell zu begreifen ist ja ohnehin die Eigenschaft des Geistes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Übung des ganzen Lebens.

Und doch soll der Liebhaber, so schwach er auch nachstrebt, sich nicht abschrecken lassen. Die wenigen Linien, die ich auf's Papier ziehe, oft übereilt, selten richtig, erleichtern mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen, denn man erhebt sich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet.

Mit dem Künstler nur muß man sich nicht vergleichen, sondern nach seiner eigenen Art verfahren;

denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſein des Trefflichſten, an ſeinem Daſein gehindert: „Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“ Und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.

Ich habe zweimal das Meer geſehn, erſt das adriatiſche, dann das mittelländiſche, nur gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir herauf; warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler! Wie viele tauſend Sachen, manche ganz neu und von vornen, hätte ich mitzutheilen.

Den 17. Februar 1787.

Abends nach verklungener Carnevals-Thorheit.

Ich laſſe bei meiner Abreiſe Moritzen ungern allein. Er iſt auf gutem Wege, doch wie er für ſich geht, ſo ſucht er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert, an Herdern zu ſchreiben, der Brief liegt bei, ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch, er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältniß anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen antiquariſchen Unternehmen, das wohl

verdient, gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer angewendet und gute Lehre kaum in einen fruchtbarern Boden gelegt haben.

Das große Porträt, welches Tiſchbein von mir unternommen, wächſ't ſchon aus der Leinwand heraus. Der Künſtler hat ſich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen laſſen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Darnach mahlt er fleißig, denn es ſollte freilich vor unſerer Abreiſe nach Neapel ſchon auf einen gewiſſen Punct gebracht ſein, und es gehört ſchon Zeit dazu, eine ſo große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Den 19. Februar.

Das Wetter fährt fort, über allen Ausdruck ſchön zu ſein; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis; Neumond iſt eben vorbei, und neben der zarten Mondſichel konnte ich die ganze dunkle Scheibe faſt mit bloßen Augen, durch's Perſpectiv ganz deutlich ſehn. Über der Erde ſchwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemählden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht ſo ſchön ſieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen und

machen eine neue luſtige Erſcheinung zwiſchen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel iſt wie ein hellblauer Tafft von der Sonne beſchienen. Wie wird es erſt in Neapel ſein! Wir finden das Meiſte ſchon grün. Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich an allem dieſen, und ich bin auf dem Wege, neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur, ſolch ein Ungeheueres, das wie nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannichfaltigſte entwickelt.

Der Veſuv wirft Steine und Aſche aus, und bei Nacht ſieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten, bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.

Den 20. Februar, Aſchermittwoch.

Nun iſt der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter geſtern Abend waren noch ein toller Spectakel. Das Carneval in Rom muß man geſehen haben, um den Wunſch völlig los zu werden, es je wieder zu ſehen. Zu ſchreiben iſt davon gar nichts, bei einer mündlichen Darſtellung möchte es allenfalls unterhaltend ſein. Was man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menſchen fehlt, und es ihnen an Gelde mangelt, das bißchen Luſt, was ſie noch haben mögen, auszulaſſen. Die Großen ſind ökonomiſch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen

war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, ſo unendlich rein und ſchön, blickte ſo edel und unſchuldig auf dieſe Poſſen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht laſſen kann, ſo ſind zur Luſt der Kinder Masken des Carnevals und römiſche eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angeſtrichen worden, da ſie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen erſetzen mögen.

Den 21. Februar 1787.

Ich benutze die Augenblicke zwiſchen dem Einpacken, um noch einiges nachzuholen. Morgen gehn wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausſprechlich ſchön ſein ſoll, und hoffe in jener paradieſiſchen Natur wieder neue Freiheit und Luſt zu gewinnen, hier im ernſten Rom wieder an das Studium der Kunſt zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht, ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöſ'te, was mir ſo lieb und werth war. Ja es iſt ſchon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel geſagt iſt.

Daß Iphigenia angekommen, weiß ich; möge ich am Fuße des Veſuvs erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden.

Mit Tischbein, der so einen herrlichen Blick in Natur als Kunst hat, diese Reise zu machen, ist für mich von der größten Wichtigkeit; doch können wir, als echte Deutsche, uns doch nicht losmachen von Vorsätzen und Aussichten auf Arbeit. Das schönste Papier ist gekauft, und wir nehmen uns vor darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenstände höchst wahrscheinlich unserm guten Willen Gränzen setzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetischen Arbeiten nichts mitnehme als Tasso allein, zu ihm habe ich die beste Hoffnung. Wüßt' ich nun, was ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen, denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet sein; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann, das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.

Bei'm Aufräumen fallen mir einige eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich bei'm Durchlesen auf den Vorwurf, daß ich mir in meinen Briefen widerspreche. Das kann ich zwar nicht merken, denn was ich geschrieben habe, schicke ich gleich fort, es ist mir aber selbst sehr wahrscheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wider geworfen,

und da iſt es wohl natürlich, daß ich nicht immer weiß, wo ich ſtehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der von einer ſtürmiſchen Nacht auf der See überfallen, nach Hauſe zu ſteuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finſterniß an ihn geſchmiegt, fragte: „Vater, was iſt denn das für ein närriſches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns ſehe?“ Der Vater verſprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es ſich, daß es die Flamme des Leuchtthurms geweſen, die einem von wilden Wogen auf- und niedergeſchaukelten Auge bald unten bald oben erſchien.

Auch ich ſteure auf einem leidenſchaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Gluth des Leuchtthurms nur ſcharf im Auge, wenn ſie mir auch den Platz zu verändern ſcheint, ſo werde ich doch zuletzt am Ufer geneſen.

Bei der Abreiſe fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkürlich in den Sinn, und mir drängt ſich, dießmal ſtärker als ſonſt, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranſtalten machen um zu leben, denn ſo kehren auch wir, Tiſchbein und ich, ſo vielen Herrlichkeiten, ſogar unſerm wohlausgeſtatteten eignen Muſeum den Rücken. Da ſtehn nun drei Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlaſſen ſie, als wenn's keine wäre.

Lesarten.

Dieser Band entspricht dem siebenundzwanzigsten der Ausgabe letzter Hand. Herausgeber ist Julius Wahle, Redactor Erich Schmidt.

Drucke.

E: Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweyter Abtheilung Erſter Theil. Auch ich in Arcadien! Stuttgard und Tübingen, in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1816. 8°. 444 S.

Über Goethes Plan, diesem Drucke „aus meinen eigenen Skizzen sowohl als denen der Freunde und Kunstgenossen, was bedeutend ist und erläutern könnte, in Kupfer gestochen", beizufügen — der Plan ist bekanntlich nicht zur Ausführung gekommen — vgl. seine Briefe an Roux vom 29. Januar 1815 (Briefe 25, 181 f.) und an Cotta vom 6. December 1815 (26, 176).

*C*¹: Goethe's Werke. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand. Sieben und zwanzigſter Band. Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1829. Der Bogennorm nach kl. 8°. 1 Bl. 286 S.

Auf dieser Ausgabe fusst

C: der mit demselben Titel versehene siebenundzwanzigste Band der Octavausgabe letzter Hand, 1830. 1 Bl. 280 S.

Der für die Textgestaltung anderer Bände so wichtige Wiener Nachdruck B^1 (vgl. Band 13 2. Abth. S 118 ff.) kommt hier nicht in Betracht. Diese Ausgabe hat den ersten Theil der Italiänischen Reise als 23. Band aufgenommen, obwohl er in der 1819 abgeschlossenen zweiten Cottaischen Gesammtausgabe (*B*) fehlt. B^1 ist, mit Änderung einiger augenfälliger Druckfehler seiner Vorlage und einigen kleinen Eigenmächtigkeiten, ein Nachdruck von *E*.

Handschriften.

Der Text der Italiänischen Reise beruht hauptsächlich auf dem während der Reise geführten, für Frau von Stein bestimmten Tagebuch und auf den an sie und Herder gerichteten Briefen. Dieses ganze Material hat Erich Schmidt im 2. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft, Weimar 1886, zuerst veröffentlicht; darnach ist das Tagebuch im 1. Bande der 3. Abtheilung dieser Ausgabe S 143—342 (im Folgenden wird, unter der Sigle *T*, nur dieser zweite Abdruck citirt) wiederholt worden, die Briefe im 8. Bande der 4. Abtheilung dieser Ausgabe (citirt unter der Sigle *Br*). Ausserdem lagen Goethe noch zahlreiche Notizhefte und einzelne Blätter mit Aufzeichnungen von der Reise vor (vgl. an Zelter 17. Mai, Briefe 25, 330), die zum Theil sich in seinem Nachlass erhalten haben; einen anderen Theil hat sicher dasselbe Los getroffen wie die Briefe und Aufzeichnungen aus Neapel und Sicilien, die nach erfolgter Benützung den Flammen übergeben wurden.

Wie die Tagebuchnotizen aus dem Jahre 1813 zeigen (vgl. auch Annalen 1813, Werke 36, 80) begann Goethe die Durchsicht des Reisetagebuchs und die Schematisirung im December 1813, März 1814 bis Mai 1815 dauerte die Arbeit am ersten Theil. Von welcher Art dieselbe war, namentlich wie rücksichtslos Goethe seine einstigen Liebesbriefe behandelt hat, ist von Erich Schmidt charakterisirt worden (vgl. Schriften 2, XXIIIff., Briefe 8, 383f.). Kräuter schrieb nach Goethes Dictat die Handschrift, die dem ersten Druck zu Grunde lag (vgl. auch Goethe an Frommann 13. Juli 1816, Briefe 27, 86). Am 13. März 1816 schickte Goethe das Druckmanuscript an Frommann in Jena mit der Weisung, die Revision des Drucks an Riemer zu senden (Briefe 27, 291), nahm es aber im Juni wieder zurück, da Frommann wegen Mangel an Druckern die Arbeit nicht fördern konnte (ebendas. S 44). Dieser Übelstand war offenbar bald behoben, Frommann erhielt das Manuscript wieder, und am 9. August meldet Goethe an Zelter (ebendas. S 141) die Ankunft der vier ersten Aushängebogen. Am 19. October kam der ausgedruckte Band in Weimar an (vgl. Tagebücher 5, 279, 6. 7; an Cotta 22. October, Briefe 27, 203).

Die Druckhandschrift von *E*, deren allmähliche Entstehung man aus den Aufzeichnungen des Tagebuchs verfolgen kann, hat sich nicht erhalten. Das sonstige handschriftliche Material zum Texte des vorliegenden Bandes, das im Goethe- und Schiller-Archiv vorhanden ist, ist äusserst gering. Es besteht aus folgenden Blättern:

H^1: Quartblatt grünlichen Conceptpapiers, enthält von der Hand des Schreibers Johann John, der 1814 bei Goethe eintrat, *g* durchcorrigirt, das kurze Stück 82, 6 ſich — 83, 4. Dieses Blatt gehörte, wie auch das Paralipomenon 5 enthaltende Blatt, zu einer Handschrift, von der sich sonst nichts erhalten hat als einige leere Blätter, die von derselben Hand wie Paralipomenon 5 paginirt sind. Diese Handschrift umfasste wohl nur einen Theil des Textes, da Johns Thätigkeit nur zweimal, im Zusammenhang mit Venedig und Tirol, im Tagebuch erwähnt wird (23. und 24. November 1814).

H^2: Quartblatt gelben Conceptpapiers, enthält auf der einen Seite g^1, mit Blei durchstrichen, stark verwischt, 169, 18—25 Dinge, auf der anderen Paralipomenon 6.

H^3: Foliobogen gelben Conceptpapiers, enthält von der Hand des Schreibers Geist den Abschnitt Bologna, 20. October (171, 8 — 173, 5) in einer stark abweichenden und erweiterten Fassung, die unten in den Lesarten abgedruckt ist. Dieser Bogen ist ein Überrest von Goethes früherer in die Neunzigerjahre fallender Beschäftigung mit den italienischen Aufzeichnungen. Sie gehört wohl in die Zeit, wo er vorbereitende Materialien zu einem zweiten Aufenthalt in Italien und zu einem kulturwissenschaftlichen Werk über dieses Land (vgl. Band 34, 2. Abtheilung) sammelte.

Der Text von *E* weist eine Reihe von Fehlern auf, die theils auf Ungenauigkeit Goethes bei Benützung seiner italienischen Aufzeichnungen und beim Dictiren, theils auf Versehen des Schreibers beruhen. Goethe selbst kann von *E* keine Correctur gelesen haben, sonst würden Fehler wie 17, 5 wohlthätig, 77, 25 Form, 103, 5 empor und empor, 112, 3 Peters-Capuziner, 124, 8 crubeln, 12 vernehmen, 137, 8 Mittagszeit, 157, 23 anhaltenden, 258, 12 Knochenmaske und andere, sowie

eine so verderbte Stelle wie 209, 16—18 nicht stehen geblieben sein. Vor der Drucklegung der Italiänischen Reise in der Ausgabe letzter Hand hat keine Revision des Textes stattgefunden, und da auch von den betreffenden Bänden C^1C Goethe selbst keine Correctur gelesen hat, sind alle diese Fehler in die Ausgabe letzter Hand übergegangen. Der erste, der ein paar verderbten Stellen durch glückliche Conjecturen aufzuhelfen suchte, war Schuchardt in seiner Ausgabe der Italiänischen Reise, Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, 1862. Auch Düntzer im 24. Bande der Hempelschen Goethe-Ausgabe hat manchen offenkundigen Fehler, auch in der Schreibung von Eigennamen, gebessert. Aber erst die Veröffentlichung des Materials, das Goethe verarbeitet hat, durch Erich Schmidt ermöglichte es, den Text vollständig von den Verunzierungen zu reinigen, die ihm seit dem ersten Druck anhafteten. E. Günther hat in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1, 497 ff. durch Vergleichung mit dem Tagebuch und den Briefen eine Reihe von kranken Stellen geheilt, und die neueren Ausgaben (in Kürschners Nationallitteratur, herausgegeben von Düntzer, und die des Bibliographischen Instituts, herausgegeben von R. Weber) weisen bereits einen auf Grund von Erich Schmidts Publication gereinigten Text auf. Der Process der Reinigung ist in dem vorliegenden Druck abgeschlossen worden; eine abermalige Vergleichung des Tagebuches und der Briefe hat noch einige wenn auch geringe Nachträge zur Textbesserung ergeben: 92, 11 denen, 108, 9 zur, 124, 12 vornehmen, 151, 23 förderte, 175, 13 glatt, 178, 5 weniger, 189, 22 immer, 193, 18 Nähen, 241, 9 er, 254, 13 Theaterpracht; vgl. auch 212, 16 licht. Im übrigen hält sich der Text natürlich an den der Ausgabe letzter Hand, nur sind die vielfach falsch geschriebenen Eigennamen von Personen und Orten richtig gestellt. Ein stärkerer Eingriff ist 59, 9 die Verbesserung eines Irrthums von Goethe.

Es bedeutet *g* eigenhändig mit Tinte, g^1 eigenhändig mit Bleistift, g^2 eigenhändig mit Röthel, g^3 eigenhändig mit rother Tinte Geschriebenes; *Cursivdruck* lateinisch Geschriebenes, Schwabacher Ausgestrichenes der Handschrift.

Lesarten.

Das auf dem Titelblatt von *E* stehende Motto Auch ich in Arcadien! ist in C^1C fortgeblieben. 5, 1 Das Datum ist nicht das des Eintrags sondern das der Abreise aus Karlsbad. 20 Baiern C^1 21 entgegen. Köſtliche *E* 22 Herrn *E* 6, 7 und 9 Tirſchenreith *E* 7, 3 neun und dreißig ist falsch; *T* hat das Richtige : 31. Dieser Hör- oder Schreibfehler hätte im Text berichtigt werden müssen (vgl. auch Günther a. a. O.) 5 Schwanendorf EC^1C 14 kleineren C^1C 20 wohlbedacht EC^1C 9, 12 abgeſtümpfte *E* 27 Aburg EC^1C 10, 2 gegen die Saale EC^1C gegen Saale *T* (vgl. Günther a. a. O.) 11. 12 Trojaniſche *E* 11, 16 Inſpruck EC^1C und so immer 19 iſt. *E* 20 Mittelwald EC^1C 12, 8 und 12 Iſer *E* (so auch *T*) 20. 21 Wohlfahrtshauſen *E* 23 man] und *E* böſe] Böſe EC^1C gebessert nach *T* 28 Benedict Bayern *E* 13, 1 lang EC^1C 4 Walchſee *E* 16 Haquet *E* 19 Wallenſee EC^1C 25 ſtellte mir EC^1C Die Weglassung des mir schlägt bereits Schuchardt vor. 15, 5 in voraus EC^1 18 Hierher] Her EC^1C Die Verbesserung schlägt bereits Schuchardt vor, sie wird gestützt durch *T*: Auf dem Brenner angelangt, gleichſam hierher gezwungen 22 Mittelwalde EC^1C 16, 9 Benedikt-Bayern *E* 10 Iſer *E* 12 Jetzingen EC^1C 21 dem] der *E* 17, 5 wohlhäbig] wohlthätig EC^1C gebessert nach *T* und schon von Schuchardt conjicirt 6 Wilden EC^1C 14 dem] der *E* zuſendet EC^1C 22 verändert] verengt *T* So zu ändern schlägt Günther vor. Da aber verändert einen guten Sinn giebt, ist es sehr wahrscheinlich, dass hier kein Fehler sondern eine Änderung bei der Redaction vorliegt. 18, 5 nur] nun EC^1C gebessert nach *T* (vgl. Günther a. a. O.) 19, 20 andere *E* 21, 23. 24 Schemberg EC^1C 22, 2 Linnée EC^1C 7 und 23 Walchſee *E* 23, 26 ſchwarze fehlt EC^1C als nothwendiger Gegensatz zu blonde ergänzt aus *T* (vgl. Günther a. a. O.) 24, 2 Tafft, C^1C 31, 1 Trent *E* 32, 4 Etſchfluß ist ein Irrthum Goethes für Eiſack, ebenso 33, 3 9 Sterzingen EC^1C 11 Mittelwald EC^1C 33, 25 *mélons* EC^1C 27 *batons* EC^1C 35, 20 erſticken. — C^1C 22 Attig EC^1C 37, 2 11.] 10. EC^1C Goethe kam in Trient an am 10. um $7^1/_2$ Uhr Abends und fuhr am 11. um 5 Uhr Nachmittags nach Roveredo weiter. Da die

erste Eintragung vom 11. datirt ist, kann die zweite unmöglich das Datum des 10. tragen. Da die letztere auch die Reise nach Roveredo enthält, ist dies hier im Datum kenntlich gemacht und der die Reise behandelnde Eintrag (38, 25 ff.) von dem Vorhergehenden — in EC^1C schliesst sich 38, 25 ohne Absatz an 24 an — abgerückt worden (vgl. auch Günther a. a. O.). 38, 18 allzeitfertige EC^1C 23 ältere E 41, 3 *resonans*] *assurgens* bei Virgil und in T nach 12 fehlt der Trennungsstrich E 42, 23 Dämmrung E Limona EC^1C 26 Anſehen E 44, 3 Thür C 7 Malſefine EC^1C so immer 48, 25 Aleſſina EC^1C über den Namen vgl. v. Loeper Hemp. 22, 223 und Düntzer 24, 584. 49, 5 genauſte E 51, 16. 17 Garignano EC^1C 17 Die heutige Schreibung ist Bogliacco; die Form Boiacco ist alten Karten aus der Zeit kurz nach Goethes Reise entnommen. Gardone] Verdom EC^1C Auch eine eigenhändige Aufzeichnung der hier angeführten Ortschaften des Gardasees in einem Reisenotizheft (vgl. unten Paralipomenon 1) hat diesen räthselhaften Namen Verdom; da es keine Ortschaft dieses Namens gibt, hat schon Düntzer den von Goethe wahrscheinlich verhörten Namen Gardone (in der Form Gardom) eingesetzt. 20 ſehen E 52, 2 den] denen E 17 breit EC^1C 19 14ten] 10ten EC^1C Goethe kam am 14. in Verona an. 24 dieſe] dieſer EC^1C Düntzer vermuthete gewiss mit Recht in dieſer einen Druckfehler. 53, 21 *aqua* EC^1C 54, 15 Brandſol EC^1C Neumark EC^1C 23 Herunterfahrende E 59, 9 Zweiten] Erſten EC^1C Diesen Irrthum Goethes corrigirte zuerst Düntzer. 60, 1 öfterer E 61, 1 genug fehlt C^1C 8 ſtupa EC^1C 62, 25 Stücken EC^1C corrigirt nach T; schon von Düntzer geändert 63, 1 Farneſine EC^1C; 217, 17 haben EC^1C Farneſina; ebenso wechseln Propagande 218, 11 und Propaganda 251, 23; es hätte demnach auch Farneſine hier erhalten bleiben sollen. 4 wie fehlt EC^1C ergänzt aus T 15 kein] ein C^1C gebessert nach TE; schon von Düntzer corrigirt 68, 3 unglückſel'gen E 69, 5 weit fehlt C 71, 20 Nachfolgendes] Gegenüberſtehendes E 72, 1 vor Morgens Absatz E 11 hiezu fehlt C^1C 28 fehlt E In der Tabelle fehlt oben (Zu S. 72.) — 73 C^1C — und rechts unten in der vorletzten Zeile an E 73, 10 Werkſtätte E 74, 6 im] in E 75, 6

Stiefeln *E* 76, 1 Vicenz *E* und so immer 77, 17 neuere *E* 25 Force] Form *EC¹C* gebessert nach *T* (vgl. Günther a. a. O.) 79, 15 eine] ein *C¹C* 19 überſchlagenen *C¹C* 80, 6 Tura *EC¹C* (vgl. Schr. d. G.-G. 2, 378 zu 95, 3) 82, 6 mit ſich beginnt *H¹* ſich *g* über theils in *H¹* ſeine *g* aus ſeiner *H¹* 6. 7 Hauptmaſſe [dahinter hinter] zugleich mit *g* über Maße, theils mit *H¹* 7 vorſpringenden *g* aus hervorſpringenden *H¹* 7. 8 vor — bewegt, *g* über zeigt *H¹* 8 Umherwandlenden *H¹E* 10 Fideicommißgut anordnete *H¹* zugleich *g* aus ſogleich (Hörfehler des Schreibers beim Dictiren) *H¹* 11 Und *g* über Und ſo *H¹* 12 das Gebäude *g* aus die Anſicht des Gebäudes *H¹* von — der *g* über aus der ganzen *H¹* 13 in — wird *g* über ſehr glücklich iſt dieses *g* erst geändert in ſehr glücklich wirckt *H¹* 14 daher *g* für dorther *H¹* 15 Bachilione *H¹EC¹C* 17 Marcheſe nach ein *H¹* 22—28 Die Inschrift *g¹* in einem Notizheft (vgl. Paralipomena S 298) 83, 13 ohngefähr *E* 84, 12 Lioner *EC¹C* 24 mich fehlt *EC¹C* eingesetzt nach *T* 86, 22 Norden] Oſten *EC¹C* verbessert nach *T* (vgl. auch Günther a. a. O.) 88, 12 den Studien] Schuchardt schlägt vor dem Studium 27 *Guerinus*] *Guirinus T* 90, 16 berühmte *E* 91, 1 Galiläis *E* 17 den] die *EC¹C* Vorschlag Schuchardts, übereinstimmend mit *T* 236, 17. 18: Von der ſich jenſeits der Alpen keiner erholt hat, worauf auch in der Ausgabe des Bibliographischen Instituts 14, 439 hingewiesen ist. 92, 11 denen] dem *EC¹C* gebessert nach *T* 93, 5 vor Und Absatz *E* 6 ungeheuere *E* 7 abgeſchloßnes *E* 98, 3 mir iſt *T* Das Fehlen des Verbs vielleicht nicht zufällig, da derartige verkürzte Sätze in der Italiänischen Reise nicht selten sind. 5 hieher *C¹* 100, 5 geeignet] geneigt *EC¹C* Diese nothwendige Besserung schlug schon Schuchardt vor, nach ihm auch Düntzer. 101, 15 Zeddel *E* 102, 17 29ſten *C¹C* 103, 5 enger und enger] empor und empor *EC¹C* gebessert nach *T* 242, 3. 4: nun drängte ſichs enger und enger (vgl. auch Günther a. a. O.) 24 Maggiore fehlt *E* 108, 4 Ort *E* 9 zu *EC¹C* verbessert nach *T* 17 zeigen *E* 20 Spaziergehen *EC¹* 112, 3 Peters-Capuziner *EC¹C* falsche Auflösung von P.P. Capuciner *T* 258, 13; vgl. auch *T* 229, 13 PP. Serviten (vgl. Günther a. a. O.) 114, 14 Plan] Poem *T* wohl Änderung Goethes bei der Redaction, kann aber doch auch Fehler beim Abschreiben sein 115, 7 mehr] ſehr *C*

116, 6 kümmerlichen *E* 22 Doge *EC*¹*C* vgl. 129, 5 den Dogen In *T* gebraucht Goethe die unflectirte Form: 273, 25. 278, 8. 25 ihrem *C*¹ 118, 20 ſummt *E* 26 ausgeführt *T* aufgeführt kann Änderung der Redaction sein 119, 9 auf dem] aus den *E* 14 ſpielt] ſchilt *T* wohl Änderung der Redaction 21 Nacht zu Nacht *T* 120, 4 Kerls *E* Kerles *C*¹ 12 Hierzu *E* 121, 7 de Sciavoni *E* 124, 8 crudele *EC*¹*C* gebessert nach *T*; schon Sanders, Fremdwörterbuch s. v. „krudel" vermuthete das Richtige, ebenso Friedländer im Goethe-Jahrbuch 4, 363 (vgl. auch Günther a. a. O). 12 vernehmen *EC*¹*C* gebessert nach *T* 125, 5 vor] von *T* 7 6.] 5. *E* 126, 12 klärer *E* 21 fürchterlich *EC*¹*C* gebessert nach *T* 127, 21 Savii *E* 128, 1 Thüre *T* 130, 22 Unglaubliches *EC*¹*C* gebessert nach *T* Das Richtige vermuthete auch Friedländer im Goethe-Jahrbuch 4, 363 (vgl. auch Günther a. a. O.) 27 Paleſtrina *TE*, auch auf einer Karte der damaligen Zeit 132, 26 klärer *E* 133, 3 verdüſterndem *E* 4 engern *E* 134, 1 viereckten *E* 12 neuer *T* Da es sich hier doch nur um gegenwärtige Bekanntschaften zum Unterschiede von den alten handelt, dürfte neuere Druckfehler in *E* sein, der sich in *C*¹*C* erhalten hat. 13 die Aſpiß] den Aspiß *T* den Aspic (französisch) *E* 135, 6 Antonius *C*¹*C* 8 Capital *EC*¹*C* 12 anders *EC*¹*C* vgl. Z 9 137, 8 Mittag, Zeit] Mittagszeit *EC*¹*C* gebessert nach *T* (vgl. auch Günther a. a. O.) 138, 4 Schifferkahn *EC*¹*C* gebessert nach *T* 13 feſt] fett *EC*¹*C* gebessert nach *T* 20 fett] feſt *T* Hier aber kann eine Änderung der Redaction angenommen werden (vgl. auch Günther a. a. O.) 24 unglücklich *E* 139, 3 Paleſtrina *E* ebenso 140, 9 140, 12 daß] der *E* 137, 2. 25 und 139, 24 hat auch *E* das Lido 142, 5 zu *E* 145, 3 machte mir's *T* mir vielleicht bei der Redaction oder in *E* versehentlich ausgefallen 148, 14 *paroît E* 15 *tems E* 150, 15 Galliani *EC*¹*C* 23. 24 Demohngeachtet *E* 151, 14 abſtruſe *E* 21 fördert *EC*¹*C* geändert nach *T* 157, 7 ohngefähr *E* 21 Januar, *EC*¹*C* regnigter *E* 23 anhaltenden *EC*¹*C* *T* hat gleichfalls den Accusativ, jedoch in der Construction berechtigt. Gerade eine solche Stelle — Düntzer hat sie schon gebessert — zeigt, wie manche Ungenauigkeit, wie manches Versehen Goethe beim Dictiren und Corrigiren durchgeschlüpft ist. 158, 20 Demohngeachtet *E* Demungeachtet *C*¹

25 Stränge EC^1C 161, 28 herwandlen E 162, 19 Und — 22 Cimmerien sind, wie T 310, 2 ff. zeigt, nicht Worte des Thürmers, sondern Goethes Ansicht; sie bilden die T 328, 23 angedeutete Hypothese und müssten daher, wie in T, in directer Rede stehen. Es liegt hier eine starke Flüchtigkeit der Redaction vor. 163, 19 wieder zu sehen C 164, 11 abscheulichen T 18 Verzuckte EC^1C gebessert nach T 166, 7 höflich C^1 (Druckfehler) 11 Ohnerachtet E 17 nach Ausführung. Gedankenstrich EC^1C 28 Agatha E 168, 11 den fehlt EC^1C zuerst ergänzt von Düntzer 169, 5 bilden E 18 beginnt H^2 der berühmten] ihrer H^2 22 fehlte EC^1C gebessert nach H^2, auch Düntzer vermuthete das Richtige 23 Stuck nach Fresco Zi[erden] H^2 24 würdig. und] würdig. Man erstaunt H^2 171, 8 — 173, 5 liegt in einer älteren Fassung vor (vgl. oben S 285), die hier im Wortlaut wiedergegeben wird:

Bologna den 20. Oct. 1786.

Heute ritt ich nach Paterno, wo der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, aus welchem man die kleinen Kuchen bereitet, welche im Dunkeln leuchten, wenn man sie vorher dem Licht ausgesetzt hat und welche hier unter dem Nahmen *Fosfori* verkauft werden.

Auf dem Wege fand ich ein Gebirg, das aus sandigem Thon oder thonigem Sandstein bestand, welcher eine Annäherung zum Trippel zeigte. Bald darauf liesen sich ganze Felsen Fraueneis sehen.

Bey einer Ziegelhütte geht eine Schlucht hinunter, in welche viele kleinere Seitenschluchten sich endigen. Das Erdreich, das auf diese Weise ausgewaschen ist, gleicht, beym ersten Anblick, einem Leimenhügel. So viel aber kann ich von seiner Natur näheres anzeigen:

Das feste Gestein, woraus dieser Theil des Gebirgs besteht, nähert sich dem Schieferthon, welcher mit Gips abwechselt. Der Schieferthon ist so innig mit Schwefelkies gemischt, daß er, wo Luft und Feuchtigkeit ihn berühren können, ganz und gar verändert wird. Er schwillt auf, die Schieferlagen verlieren sich ganz und er zeigt sich nun als ein gemeiner blauer Thon, der sich

1 Oct.] Sept. 7 Absatzzeichen *g* 9 liesen *g* über zeigten sehen *g* zugesetzt 14 anzeigen *g* aus bezeugen 15 Absatzzeichen *g* 17 gemischt *g* aus vermischt

muſchlich zerbröckelt und auf den Flächen glänzend iſt, und man kann ſich nur von der Identität der beyden Erſcheinungen an großen Stücken überzeugen, deren ich mehrere zerſchlagen und an welchen beyderley Geſtalten vorkamen. Auf den muſchlichen Flächen zeigen ſich weiße Puncte, welche Gips zu ſeyn ſcheinen. Manchmal ſind ganze gelbe Parthieen darinne.

Endlich wenn Luft und Regen immer mehr auf die äußern Theile wirken, wird die ganze Oberfläche knotig und bröcklich und das Gebirg ſieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus.

Es finden ſich unter den Lagen auch härtere, die grünliche und röthliche Farben haben und für einen eigentlichen Schieferthon angeſprochen werden können.

Schwefelkies habe ich in Nieren, und angeflogen, am härtern Geſtein gefunden.

Ich ſtieg in den Schluchten des bröcklich aufgelöſten Gebirges hinauf, wie ſie erſt von Regengüſſen durchgewaſchen waren und fand den geſuchten Schwerſpath, meiſt in unvollkommener Eyform, an mehrern Stellen des eben zerfallenden Gebirges hervorſchauen, theils ſchon ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er ſtak, genau umgeben.

Daß es kein Geſchiebe ſey, davon kann man ſich beym erſten Anblick überzeugen.

Ob dieſer Schwerſpat gleichzeitig mit den Schieferthonlagern, oder erſt bey Aufblähung und Zerſetzung deſſelben entſtanden, verdient nähere Unterſuchung eines künftigen Reiſenden. Im erſten Falle müßte er ſich auch in den unverwitterten Lagen finden, worüber ich jedoch keine Unterſuchung anſtellen konnte.

Gedachte Steine finden ſich in unbeſtimmt-eckigen, ſtumpfkantigen Stücken, die ſich dem Rundlichen nähern und zum Theil mehr in dieſes, zum Theil mehr in eine undeutliche Cryſtallform übergehen. Die erſten haben eine unebene Oberfläche, die Form der zweyten ließe ſich allenfalls folgendermaßen characteriſiren:

---

15 Absatzzeichen *g* 18 hervorſchauen *g* aus hervorſchauend 23 dieſer Schwerſpat *g* über ſie 26 müßte *g* aus müßten er *g* über ſie den *g* aus denen 26. 27 finden — konnte *g* aR für gefunden wovon ich jedoch nichts wahrnehmen konnte.

Flache doppel-dreyſeitige Pyramide, die Flächen der einen auf die Seitenkanten der andern aufgeſetzt und die Seitenflächen etwas concav.

Es iſt eine Kryſtalliſation des Kalkſpaths, die hier beym Schwerſpath vorkommt.

Das ſchwerſte Stück welches ich gefunden, wiegt 17 Loth.

Wenn man ſie zerſchlägt, zeigt ſich meiſtens eine Kryſtalliſation aus einem Zentro, oder von einer Centrallinie aus. Ich fand auch in demſelbigen Thon loſe Gypskryſtalle, niedrige ſechsſeitige Säulen mit zwey gegenüberſtehenden glatten und vier die Länge geſtreiften Seitenflächen, auch coniſch-convexen Endflächen.

Nicht weniger findet ſich unter den Lagern faſriger Kalkſtein.

171, 16 welchem *E* 172, 24 gefundenen *E* 173, 18 Logano *EC*¹*C* 174, 22 reiſten *C*¹*C* 175, 13 glatt] platt *EC*¹*C* geändert nach *T* 177, 20 Beſtimmungen] Schuchardt schlägt vor Bedingungen 178, 1. 2 demohngeachtet *E* 5 weniger] wenige *C*¹*C* gebessert nach *TE* 17. 18 *T* hat nur mit der Verſicherung; mit dem Verſprechen war vielleicht in der Handschrift neben das andere zur Auswahl gestellt worden, und es sind dann versehentlich beide Wendungen stehen geblieben. 179, 15 auf einen *E* (Druckfehler) 180, 7 ohngefähr *E* 11 einer *EC*¹ (Druckfehler) 181, 14 Das Datum fehlt *EC*¹*C*; in diesen Drucken schliesst sich 15 direct an 14 an. Das Folgende kann aber nicht in Perugia geschrieben sein; in *T* steht es unter Fuligno mit dem Datum des 26. Abends (vgl. auch Günther a. a. O.). 24 erhalten fehlt *C*¹*C* 182, 3 ungeheuren *E* 183, 15 Modell *E* 184, 10 palmyriſches *C*¹*C* 185, 23 Kerls *E* 189, 3 gelitten; das *EC*¹*C* 12 erkennt Druckfehler für erkannt? 22 immer] inniger *EC*¹*C* gebessert nach *T* 192, 14 trachte Fehler für trachtete? 193, 18 Nähe *EC*¹*C* gebessert nach *T* 194, 7 Bimſtein *E* 197, 10 der] der *EC*¹*C* gebessert nach *Br*(40)*E* 198, 12 geſehn *EC*¹ 21 Bleiben *C*¹*C* gebessert nach *Br*(37)*E*, schon Düntzer 200, 17 Cavallo . . *EC*¹*C* 202, 6 Maratt *E*

---

7 Absatzzeichen *g* Wenn *g* aus wenn nach man findet 7. 8 zeigt — aus *g* aR für meiſtens excentriſch gebildet 10 mit *g* nach die 12 Absatzzeichen *g* weniger *g* aus wenig

10 ehemals *E* 205, 13 5.] 7. *EC¹C* Düntzer macht darauf aufmerksam, dass 5. falsch ist, da Goethe am 29. October Abends in Rom angekommen war. 206, 22 Ungeheuere *EC¹* 207, 16 Phytagoräiſches *EC¹* 20. 21 *Sirocco* *E* 208, 26. 209. 1 Alten, Weiſen *EC¹C* 209, 6 ungeheuere *E* 16 — 18 Die Stelle ist vollständig unverständlich. Goethe ist hier sowohl gedanklich als syntaktisch entgleist, und die üble Construction wird weder durch Düntzer (welches ... diente ... verliehn) noch durch Weber, der welche auf Bilder, dem Dargeſtellten und ihm auf Gedicht bezieht, gebessert. 210, 4 erhaltendſten *E* 15 ahnden *E* 23 allen *EC¹* 212, 16 Licht *EC¹C* *Br*(50) hat zwar auch Licht, was aber bei Goethes indifferenter Behandlung der Anfangsbuchstaben nichts beweist; es kann gerade durch eine Abschrift dieses Briefes nach *E* und von da nach *C¹C* gekommen sein. Der Sinn verlangt licht, denn es ist die Fähigkeit des Auges, und übertragen des Geistes, gemeint: die Gegenstände hell und klar aufzunehmen. 214, 8 Coliſee *E* 24 vom *E* 218, 13 verſchnitten] Schuchardt vermuthet zerſchnitten und 25 Granit-, Porphyr- 219, 3. 4 treffliche *E* 5 mehreren *E* 221, 10 Michel Ange *E* 222, 21. 22 Architekten *EC¹C* gebessert nach *Br*(65), das Richtige vermuthete schon Schuchardt 24 ohngefährer *E* 223, 7 Inſtrumenter *Br*(65), wohl nicht Plural von Inſtrument, sondern vielleicht eine Bildung Goethes für „Instrumentalisten", im Gegensatz zu Sänger 226, 24 Schwendeman *EC¹C* 25 Hetlinger *EC¹C* 228, 7 einem *E* 16. 17 goldenen *EC¹C* schon von Düntzer gebessert 229, 19 Platfond *E* 25 Michel Ange *E* 234, 16 drinne *E* 21 Jahrszeit *E* 23 Sichre *E* 238, 3. 4 Linnéeiſchen *E* 239, 2 gilblichen *E* 241, 5 Zürch *E* 6 hatt' *C¹C* 9 er fehlt *EC¹C* eingefügt nach *Br*(110): er hat viel Freude verſchafft 242, 21 Zweck. *E* 26 Jahrzehnd *E* 243, 2. 3 hieraus *EC¹* ebenso 9 244, 18 Ahndung *E* 21 wohlverdient *E* 245, 14 ging *E* 246, 3 Pflichtsgefühl vielleicht Druckfehler für Pflichtgefühl 247, 19 bleibenden] belebenden *EC¹C* gebessert nach *Br*(118) (vgl. auch Günther a. a. O.) 248, 26 wenig bedeutendern *EC¹C* In der Cotta'schen Ausgabe in 30 Bänden vom Jahre 1858 zuerst gebessert. jene] es müsste eigentlich heissen dieſe, wie schon Schuchardt monirt. 249, 19 nach

— gewinnen] Hier liegt ein Fehler vor, wahrscheinlich durch Vermengung zweier Redewendungen: die Höhe zu gewinnen (so Schuchardt) und nach der Höhe zu bringen (vgl. auch Düntzer, Hempel 24, 591). 250, 18 und fehlt *E* 251, 27 verlesnen *E* 252, 2 ff. Der Sprachenkatalog auch g^1 in einem Notizbuch (vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 417 zu 256, 1 ff.). 4. 5 Kophtiſch für Koptiſch, so auch Werke 41, 1. Abth. S. 177 5 Hyberniſch *EC*^{1} 21 *canailla! canailla! E* 254, 13 Theatertracht *EC*^{1}*C* geändert nach *Br* (142) 255, 11 Die Schilderung des Festes der Pferdeweihe und die sich daran schliessende Notiz über die Wanderung (256, 19—23) nach einem Briefe an Frau von Stein vom 18. Januar 1788 (Briefe 322 f., vgl. auch 142). 256, 25 — 257, 4 Goethe hatte die Nachricht vom Tode Friedrichs schon in Karlsbad erhalten (vgl. Briefe 8, 7); in Folge eines Gedächtnissfehlers hat er an den Satz in dem Briefe an Frau von Stein vom 18. Januar (Briefe 8, 141): Ich dancke dir für alle Nachricht, auch von des alten Königs Nachlaß die Meinung vom eben erfolgten Ableben geknüpft. 258, 7. 8 Verwundrung *EC*^{1} 12 Knochenmaske *EC*^{1}*C* Die richtige Verbesserung dieses Unsinns zuerst von Schuchardt. 259, 4 iſt's] iſt *EC*^{1}*C* gebessert nach *Br*(153), vorher schon von Düntzer 261, 12 Herrn *E* 262, 23 Jaquier *EC*^{1}*C* 24 be'] bi *E* ebenso 266, 12 265, 15 Coliſee *E* 266, 13 oben] eben *EC*^{1}*C* gebessert nach *Br*(184); schon von Friedländer Goethe-Jahrbuch 4, 363 vermuthet (vgl. auch Günther a. a. O.) 267, 7 Reitzenſtein *E* 12 Cleriſſau *EC*^{1}*C* 268, 16 Das hier erwähnte Verzeichniss ist abgedruckt Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 443 f. 271, 25 Onuphrio *E* 272, 4 geſchloßnen *E* 22 zerbrockeltem *E* 276, 1 luſtige *EC*^{1}*C*, so hat allerdings auch *Br*(187), aber Friedländer a. a. O. vermuthete wohl mit Recht luſtige 8 Ungeheures *E* 15—277, 9 steht in *EC*^{1}*C* nach 279, 27. Die Umstellung ist durch die Daten der beiden Abschnitte bedingt. 18 und 277, 5. 6 Carnaval *EC*^{1}*C* vgl. dagegen 274, 14; auch in *Br* wechselt Carnaval (183, 12; 188, 10) mit Carneval (183, 17; 187, 14) 23 Geld *E*

1. Notizheft 8°, die in demselben enthaltenen Aufzeichnungen reichen von Trient bis Vicenza, durchaus g^1, wie die meisten dieser Notizhefte von beiden Seiten beschrieben. Die erste Seite enthält ein Verzeichniss der Ausgaben von Trient bis Malcesine.

S 3:

Breite Betten Zwey Weyhkeſſel Oel [?] dann eine unleserliche Zeile. Darauf folgen die Ortschaften des Gardasees: *Gargnano Bojaco Cecina Toscolan Maderno Verdom* [vgl. S 288 zu **49**, 17] *Saló*

Auf derselben Seite verkehrt:

Herr ich dencke wir freſſen unſres gleichen
Merckſt du das jetzt erſt.

Auf den folgenden Seiten eine kleine Landschaftsskizze und Namen von Gebäuden in Vicenza, darunter: *alla Rotonda* (vgl. S 81 f.) und eine Inschrift von einem dortigen Gebäude; dann:

Soldati del papa
Que ne vuol dieci a carar una capa
È se non vie Sergente
Ni faran ancora niente.

Von der andern Seite beginnend S 1 Aufzeichnungen über die Fahrt von Botzen nach Trient, über Trient selbst und über Torbole (S 35—42):

Heuſchrecken Alter Jeſuite Staub Mauern am Weg Gewohnh. dazw[iſchen] zu fahren [Gewohnheit — fahren später eingefügt] Kalck an den Trauben *Conc.* zu Trient. Teufels Haus. keine Thüre zu Roveredo Abſchnitt Lebendig. Heinrich Roos Viehmarckt Perſonen dann eine nicht zu entziffernde Zeile, etwa Dringen des Wider nach Bloße *Trutte* bis 50 Ct.e 10/*m* f. Pacht dem Kayſer Papierene Fenſter kein Riegel kein Privet (vgl. auch Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 374.)

Auf der nächsten Seite unter anderen Notizen, die zumeist italienisches Geld betreffen:

Nahmen der Palläſte Zendal *Vesta* Eidexen *Hieronymus Maurigenus*

Es folgen Notizen über Ausgaben in Malcesine und Verona, eine Inschrift von der Academia Philarmonicorum; auf der nächsten Seite (vgl. *T* S 213):

Verona

Eidexen Arena Witterung. *Porta del Pall[io]* v. außen *Chiesa di S. Zeno camino di Ver. a Vic.* 3 Uhr in Vic. 6 von Ver. 2 ſtunden gefüttert. Montebello

Auf der nächsten Seite die S 82 mitgetheilte Inschrift der Rotonda; dann Ausgaben in Verona und zum Schluss:

Ponte San Michael Basilica interiore Tiziano l'estremo Judiz. Bibliotheca Domo Chiesa di Lorenzo mausoleo di Leonardo Porto

---

2. Kleinoctavblatt aus einem Notizheft herausgerissen g^1. Das Schema gehört zu Verona, S 73f.

Ganz ſinnlich Volck wie man überhaupt jedes Volck annehmen kann [?] doch dieſes vom Clima geholfen Schöner Himmel Milde Luft Guter Boden Leichter Feldbau Wein Oel Fiſche Mit wenigem zufrieden Nur Hunger Durſt da zu ſtillen irgend [nirgend?] eine Begierde zu beſſrem [?beſſern?] Alles zu nächſt [?] Sparſamkeit. *pagare un godere honet* biß es ans intereſſe geht mit kleinem Vortheil ſich begnügen Aber auch wer am Platz iſt betrügt und bereichert [?] ſich ins unendliche

---

3. Anderthalb Bogen grauen Conceptpapiers mit Aufzeichnungen *g*. Es ist unbekannt, worauf sich die Zahlen — offenbar Zahlen einer Paginirung — beziehen. Einzelne Zeilen sind g^1 durchstrichen. Auf der letzten Seite fünf verwischte unleserliche Zeilen g^1.

Vicenz

31^b. Ich komme ſobald nicht weg
32 Was mir wohlgefällt.
32^b. Heut Abend ging ich
33 Rotonda
34^b Ich gehe nur immer herum

36 Abends zur Rotonde
— Oper
36b. Rotonda inſchr
37 Noch immer in Vicenz
39 Ich habe nur erſt zwey Ital. Städte geſehen.
39b. Mign[ons] Vaterl[and]
40 . Ich ſchleiche noch immer herum
40b Frauen. Schleyer Zöpfe
41 Art des Tragens
41b. Unter dem Volke
42b. Arbeit Iphigenie
43 . *Villa Valmarana*
43—44 Sehn und Wiederſehen
44b Einwohner abermals
45 Bibliothek
— Statue Iphigenie
46 *Madonna del Monte*
— Cabinet
47 Vicentiner
48 Domin. Bild 3 Könige
48b Reiſegenuß

Padua

50 *Sediola*
51 . Erdbeben
51b. Obſervatori[um]
52 Stadt Pflaſt. rother Marmor
52b St Antonio
— Kardinal Bembo
53 Cornara
— Agathe v. Tiepolo
Enthauptung Piazetta
54 *Scuola del Santo*
— Juſtina
54b Abts Zimmer
55 Abnehmung vom Kreuz
— *Salone*
55b. *il Bo.*

Botaniſcher Garten
57 . Kirche Juſtina Einſam
57 b Botaniſches
59 Baukunſt
— Eingepackt
Brenta.

---

4. Fünf Quartblätter grauen Conceptpapiers, von Johns Hand beziffert: 72. 77. 117. 130. 133, offenbar Reste aus einer Anzahl fortlaufend paginirter Blätter, auf denen schematische Notizen verzeichnet waren. Die Niederschriften *g* gehören zu den Abschnitten über Vicenza und Venedig.

Vicenz alte Wägen. *Nogarine.*

Mehr von Scamozzi und wie er umgetauft ward.

Erſter Prozeß
gegen den Doge
Dokumente
Sanduhr
Zweyter Proceß
gegen den untreuen Verwalter
Vier Advocaten

Sentimentales Schauſpiel
Böſewicht
Caffehaus Zuſammenkunft

Läppchen des Doge.
Gelübde der Vorfahren.
Käſtchenmacher.

---

2 Famielie *g* aus Familie 3 Zambeccari *g* in freigelassenen Raum eingetragen

5. Quartblatt grünlichen Conceptpapiers, von Johns Hand beschrieben, im Äusseren und in der Schrift genau übereinstimmend mit H^1. Die Zugehörigkeit dieses Blattes zu einer grösseren Handschrift, in der es vielleicht einigemale die Stelle gewechselt hat, beweist die Foliirung: zuerst von Johns Hand 190., diese Zahl ist gestrichen und mit Blei von unbekannter Hand darüber gesetzt worden 180?, links davon mit Blei (g^1?) 9, rechts g^1 *a*. Die Aufzeichnung entspricht *T* 315 f. und gehört zu dem Abschnitt über Bologna.

Noch gedenke ich einiger Kunstwerke. Ich sah einen Johannes und noch eine heilige Famielie von Rafael, Arbeiten von Guido, Caracci und Velasquez. In dem Pallast Zambeccari fand ich eine Engländerin, die in einem wollenen zierlichen Überrock sitzend, nach Guido gar lieblich copirte.

Doch giebt die plastische Kunst immer am meisten zu denken. Dem Mahler begegnets wohl daß er sich im Gegenstande vergreift, der Bildhauer nimmt sich schon mehr in acht, denn er muß seinen Irrthum theurer bezahlen.

Einen modernen artigen obgleich nicht hohen Gedanken habe ich an der Statue einer Andromeda gesehen. Sie steht mit in die Höhe gebundenen Händen fast auf den Fußspitzen, und der Künstler, um der Figur einen Halt zu geben, läßt einen kleinen Genius neben ihr knien, der sie mit der linken Hand um den Fuß faßt, und mit der rechten einen Pfeil auf das supponirte Ungeheuer zu werfen droht. Es ist einfach und grazios und doch nur im Grunde ein mechanisches Hilfsmittel die Statue stehen zu machen.

---

6. Quartblatt grauen Conceptpapiers; auf der einen Seite ein Stück eigenhändiger Niederschrift über das Institut in Bologna (vgl. oben S 285 : H^2), auf der anderen schematische Notizen g^1, gleichfalls Bologna betreffend:

---

7 Dem — er *g* über Der Bildhauer vergreift im nach nicht leicht 7. 8 vergreift — acht *g* über wie es dem Mahler begegnet dieses *g* aus wie es der Mahler thut 9 theurer *g* aus theuer 10 modernen *g* üdZ obgleich nicht hohen *g* üdZ 17 stehen *g* aus stehend

(Cento) Sturm und Drang
Inſtitut
Bemerkung des Klebens der Menſchen [vgl. 170, 3 ff.]
Madonna Pallaſt Tanari
Beſchneidung Guercins
Übung Bekanntſchaft und Neigung

---

7. Quartheft grauen Conceptpapiers. Auf der ersten Seite stehen g^1 Notizen, die nicht zur Italiänischen Reise gehören, sondern sich auf Karl Levezow und wahrscheinlich auf das von ihm gegründete „Dramaturgische Wochenblatt“ (vgl. Grenzboten 1885 Nr. 25 S 626) beziehen. Diese Notizen sind g^2 durchstrichen und das Blatt so umgedreht, dass es jetzt Schlussblatt des Heftchens ist. Die ersten 7 Seiten sind leer, dann folgen g, g^1 und g^2 schematische Notizen aus der Zeit der Redaction, die, obwohl ein Theil derselben über den Inhalt dieses Bandes hinausgeht, doch im Zusammenhang hier mitgetheilt werden.

Zuſtand zwiſchen Tiſchbein und Moriz Schweigen Einfluß empfang[en?]

Iphigenie
Unterwegs Torbole am Garda See

Sehr wunderbar drängt ſich in dieſes Jahr ſo viel zuſammen. Heilſam und geſegnet, daß auf eine lange Stockung wieder eine Lebensregung ſich rührt. Ich finde mich viel, viel anders und beſſer.

Iphigenie
Behandlung
Mangel der Proſodie Moritzens Grundſatz Nur als Anleitung Ohr und Sinn Gleichniß mit dem Abreiſenden der

---

1 nachträglich übergeschrieben 2—6 g^1 gestrichen 7 Zuſtand — Moriz g^1 7. 8 Schweigen — empfang. g^2 9. 10 g, g^2 durchstrichen 11—14 Kräuters Hand 15 Iphigenie — 17 Grundſatz g 17. 18 Nur — Sinn g^1 18 Gleichniß — 303, 1 entführt g

noch ein Mädchen entführt. Selbſt Betrug entdeckt. Leichter genommen. Morgens vor Aufſtehen das geſchr. Erobern [?] der Stellen. Abſendung Angelica exponirt Vorgeleſen. Vor der Abr. nach Neapel. Scheiden [folgen 2 unleserliche Worte]

Incognito
Folgen

Mich durfte niemand nennen Noch zu kennen ſcheinen Dadurch ward mir der Antheil an andern erleichtert. Jeder hatte freyes Spiel ja er war genötigt von ſich ſelbſt und was ihn intereſſirte zu ſprechen

Reifenſtein
Baron.

Pr. Lichtenſtein Monti. Ariſtodem.

Vorgeleſen Anſicht Vermuthung Beſuche Aufgeführt S. Br. v. 18 Jan. [Briefe 8, 142] Theilnahme Abgeſchloſſen S. Br. 27. Jan. [vgl. Briefe 8, 155 f.]

Reifenſtein

Gleich Anfangs

Tiſchbein

Mahler Familie Nähere Abkunft Studien Portraite Schweiz Bodmeriſch[er] Einfluß Patriarchaliſcher Zuſtand Homer Sittliche Theilnahme Conradin Bedeutſamkeit ſolcher Arbeit Studien Ausführung Leichtigkeit und Anmuth im Skizziren Beſonders Pferde Thiere überhaupt

Ankunft erſtes Begegnen. Mahlt mein Porträt.

Schütz.

Angelika.

Gleich Anfangs

---

1 Selbſt — 3 Stellen g^1 3 Abſendung — Vorgeleſen g 3. 4 Vor — Scheiden g^1 5. 6 g 7—11 g^1 12 Baron g 13 Pr. — 16 Jan. g auf einer ſpätern Seite, durch Verweisungszeichen hierher gewiesen 17 g 18 g^1 19 g 20—25 g^1 24 Beſonders Beginn einer neuen Seite, die erst die Überschrift Bury trug 26. 27 g 28 g^1

Trippel

Gleich Anfangs

Einziehen zu Tischbein

Zwiefach Gefühl

Man lebt unter Wissenden

Man wünschte Neulinge um sich zu haben die mit uns lernten.

Fahrt ans Meer

Fischzug Rücktreten des Meers. Problematisch *Nodum in Scirpo* Moriz erst im Wagen oder unter Wegs

Moriz Anton Reiser

Armbruch. Mir als Spiegel. Heimf[ahrt] nach Italien Wohnung an der Tiber Abenteuer

Späse für Kinder.

Technische Dinge die Fremden zu beschäftigen und zu betrügen Wachsmalerey Abdrücke Glaspasten

Anton Reiser

In Deutschl. zuletzt Natur Methode Auf Kunst anwendbar

---

1 — 3 g^1 4 — 8 Proplematisch g 8. 9 *Nodum* — Wegs g^1 10 Moriz g Anton Reiser g^1 11 Armbruch g Mir — 17 anwendbar g^1

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

AIE

3 9015 01907 7190

Reviewed by Preservation 1991